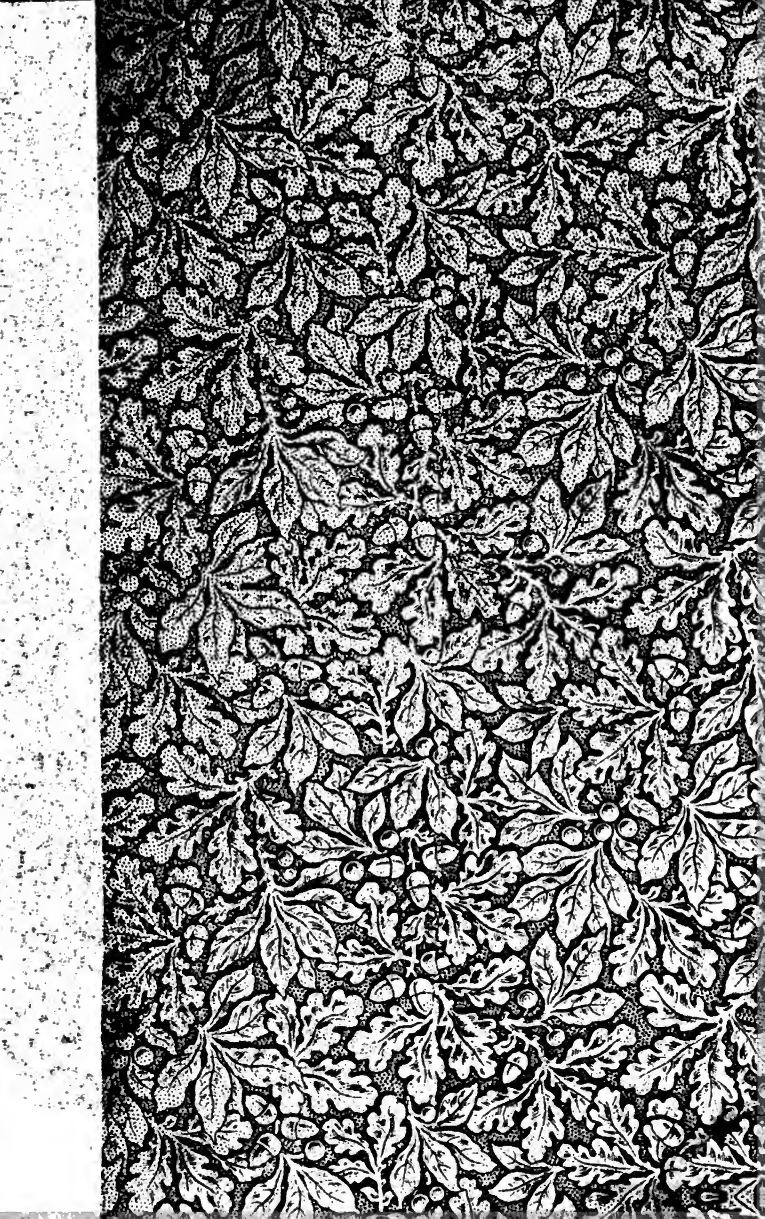

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X001100840





Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Herausgegeben

von

Julius R. Haarhaus.

Band III.

Leipzig.

Druck und Verlag von C. G. Naumann

1896.

Volksthümliches

aus Süditalien.

Von

Woldemar Kaden.



Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1896.


LIBRARY
UNIVERSITY OF VA.

Warnung.

Kennst du das Land? ..... Tausende meinen wohl, es zu kennen, wenn sie die landläufigen Goldorangen im dunkeln Laube glühen, die Citronen blühen sehen, sich vielleicht an Ort und Stelle eigenhändig eine Limonade gebraut haben, die Rosen und Magnolien, Veilchen und Anemonen werden auch nicht übersehen, das giebt einen bunten duftigen Strauß, den das Mägdlein auf den Hôteltisch stellen kann — die waldwilde Flora aber der Buschwälder, der Bergeinsamkeiten und Wildnisse bleibt links liegen, und gemieden wird, was nun gar als Bilsen- oder Hexenkraut, als Stechapfel, als Nessel oder Belladonna im Schatten der Ruinen des Alterthums, an Kirchhofsmauern oder in wildwuchernden Hexengärten wächst. Aus diesem Unkraute, aus diesen Unholden habe ich diesmal einen Strauß gebunden, der wohl dem Botaniker, nicht immer aber den an Gartenblumenduft Gewöhnten Spaß machen dürfte, sie müßten es denn mit ihren naturwissenschaftlichen Studien ernst nehmen. Ein Hyoscyamus niger ist keine Rosa odoratissima, und wer allein den Duft dieser vertragen kann, halte sich, wo er auf jenes stößt, so in der Gegend des 4. Bogens, die Nase, in diesem Falle die Augen zu. Naso avvisato, naso salvato.

Neapel, im Juni 1896.

Woldemar Kaden.

Litteraturnachweis.

Außer den von mir herausgegebenen Werken, in denen ich das in diesem Büchlein verarbeitete Thema anklingen ließ, kamen zur Benutzung und empfehle ich eindringlichst zu tieferem Studium italienischer Demopsychologie:

Antonio de Nino, Usi e costumi abbruzzesi. 5 vol. Firenze 1879—1891.

Gaetano Amalfi, Tradizioni ed usi nella penisola sorrentina. Palermo 1890.

Giuseppe Gigli, Superstizioni, pregiudizi e tradizioni in Terra d'Otrante. Firenze 1893.

C. **Pigorini-Beri,** Costumi e superstizioni dell' Appennino marchigiano. Città di Castello 1889.

R. Rivielli, Costumanze, vita e pregiudizi del popolo potentino. Potenza 1894.

u. a.

Inhaltsverzeichniß.



Nachtschatten
aus der antiken Welt.

Auf der Insel Sardinien, im Kreise Cagliari, liegt ein Oertchen von etwa zweitausend Einwohnern, San Pantaleo della Gallura, wo uralter Aberglaube durch die Väter der Stadt sozusagen gesetzlich anerkannt wird. Dieses San Pantaleo ist ganz zweifellos nicht der einzige Ort auf Sardinien, wo solches geschieht, doch ist er der erste, wo es gelegentlich aufgestochen wurde.

In San Pantaleo ist also, Paragraph auf Paragraph, alles Ernstes verboten, nach Avemaria Wasser oder Kehricht vor's Haus zu werfen, um die Todten, die antiken Herren des Hauses, die beim Einbruch der Nacht in ihre alten Wohnungen zum Schlafen kommen, nicht zu beschmutzen.

Ernstlich verboten ist weiter, zur Nachtzeit die Zimmer zu fegen, um die Seelen der Abgeschiedenen, die um diese Stunde schon „drinnen sind", nicht mit dem Staub zu umhüllen.

Verboten ist ferner, beim Schlafengehen irgend ein Hinderniß im Wege stehen zu lassen, über das die Todten, die zur Buße in's Haus gekommen sind, fallen könnten.

Streng verboten ist es, mit Sporen an den Stiefeln in die Ställe zu gehen, denn der Sporn, ein Gegenstand schlechter Vorbedeutung (malaugurio), würde eine Seuche hervorrufen.

Verboten ist fremden Personen, der Käsebereitung beizuwohnen, es würde die Waare verderben.

Verboten ist, mit einer Fahne, sei es auch eine geweihte, in der Nähe einer Heerde vorüberzugehen, denn in wenig Tagen müßte alles Vieh fallen. . . . .

Nun?

Polonius wird lachen und sprechen: „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode.“

Und Mephistopheles würde grinsend citiren:

„Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Ueber die Geister.“

Die Geister des Alterthums spuken noch heute durch ganz Italien, der Geist des Aberglaubens ist der mächtigste darunter. Er beherrscht das Volk des Südens gleich einem Könige, einem Könige aber, dessen Thron unerschütterlich ist.

Der Aberglaube ist diesem Volke eine halbe Religion, die diese oder jene ganze nun schon viel Jahrhunderte überdauert hat, auch die letzte überdauern und dann — der Grundstein zu einer neuen sein wird.

Das Christenthum trat mächtig herein, aber der alte pantheistische Glaube, dessen Mysterien und Symbole sich auf den Naturdienst bezogen, wo Alles lebte, wo die gesammte Erscheinungswelt, Baum, Strauch und Wasser, Stein und Blume von einer Seele durchzittert ward, war tausende von Jahren älter, wirkte mächtiger auf die Phantasie des ackerbautreibenden und Hirtenvolkes und war demgemäß mehr nach dessen Geschmack als jeder andere.

Pantheismus war der schöne Glaube Griechenlands und Italiens. Die christliche Kirche nannte ihn Aberglauben, und trieb die „bösen Geister“ wie Nachtgevögel vor sich her. Götter

wurden zu Dämonen der Unterwelt, Göttinnen zu Hexen. Die Aermsten wanderten aus ihren rosenbekränzten Tempeln in's Exil, bargen sich in den verlassenen Katakomben, flohen die großen Städte, zogen sich in die Höhlen der Berge, in das Innere der Inseln, in Wald- und Straßeneinsamkeiten und — in die Herzen und Hirne weltferner naiver Menschenkinder zurück, um dort zu vagabondiren oder zu einsiedeln.

Als Schatten aus der alten Götterwelt leben sie dort noch heute, aber nicht mehr ausschließlich, der moderne Verkehr erlaubt ihnen auch in die Vorstädte der Capitale zu kommen, ja selbst in den Ministerpalästen zu verkehren.

Als ewiger Jude huscht uns der antike Aberglaube tagtäglich über den Weg, zeigt er uns einmal sein Gesicht, so müssen wir staunen, wie jugendfrisch dies geblieben, schön ist es freilich nicht.

Aber interessant. Die Polizei läßt es überall durch, auch die Kirche, so hat das Volk keinen Grund, sich davor zu fürchten, den Kindern nur wird es hin und wieder als Popanz gezeigt.

In Lucian's bezaubertem Esel werden die liederlich-lumpigen Kinäden erwähnt, die mit Götterbildern auf einem hageren Grauchen, von Musik begleitet, durch die Dörfer zogen, ihren Hokuspokus vor den Bauern trieben, dann von den Umstehenden kleine Münzen einsammelten, sich aber auch mit trockenen Feigen, Käse, Wein, Weizen und Gerste begnügten, und, was sie sonst noch wollten, stahlen.

Diese Kinäden der Alten leben noch heute auf der Insel Sicilien, wo man sie Ciarauli nennt. Diese Volkspriester und Volksärzte sind Leute übelsten Rufes, entlassene Galeerenzöglinge, Anhänger der Mafia und Malavita, fortgejagte Arbeiter der verrufenen Schwefelminen, Helfershelfer des Brigantaggio.

Gefolgt von seiner Familie, einem verkommenen, ganz zerlumpten Weibe und einem halben Dutzend ebenso zerlumpter schmutziger, elender Kinder, zieht der Ciaraulo, eine zigeunerhafte Figur mit langen verwilderten, über die Stirn hereinhängenden Haaren, einen dürren Esel, Träger eines Heiligenschreins, vor sich herstoßend, durch die Dörfer der Insel, das wundergläubige Volk um sich versammelnd. Zu seinem Rüstzeuge gehört eine Schlange, die ihm die Offenbarungen in's Ohr flüstert, d. h. Zaubergebete, deren eines, wenn man's vom Ciaraulo in der Nacht des 29. Juli erlernt hat, einen Schlangenbiß heilt. Ein Sprüchlein ist gegen Hagel, Sturm und Blitz gerichtet, und hilft sicher, wenn man dazu ein Mädchen von noch nicht sieben Jahren drei Stückchen Brot nach rechts, links und vor sich hin werfen läßt. Dieses Sprüchlein lautet:

Steh auf, o Sanct Johannes, von dem Schlafe,
Drei schwarze Wolken nah'n wie schwarze Schafe:
Voll Wasser eine, eine ganz voll Wind,
Und eine voll von einem Ungewitter.
„Wo soll das böse Wetter sich entladen?"
In einer Höhle, wo kein Vogel singt,
Wohin die Sonne und der Mond nicht dringt —
So wird's nicht dir und mir und Niemand schaden.

Die Bauern erhalten von ihrem Zauberer auch ein Bild, St. Pauls, nageln es an das Weinfaß und bedürfen keines Rathes von Pasteur; kleben's an die Rebstöcke und fürchten die Reblaus nicht und nicht die heute alle Weinberge Italiens verwüstende Perenospora viticola, dergestalt ungeheure Massen von Kupfervitriol ersparend.

In der Basilicata und in Apulien ist der Ciaraulo zum Gespenst geworden. Hier warnen die Mütter ihre Kinder vor dem Zusammentreffen mit den blutsaugenden Schatten der in den Buschwäldern und auf dem Haidelande schwebenden

„Giaravoli“ (wohl von girare, herumschweifen, und volare, fliegen, schweben), die ohne Zweifel einst identisch waren mit den zigeunernden sicilianischen Hexenmeistern.

Uralte Sitten und Gebräuche haben sich auf der Insel Sardinien erhalten. Wenn es im Hosea 4, 13 heißt: „Oben auf den Bergen opfern sie und auf den Hügeln räuchern sie, unter den Eichen, Linden und Buchen, denn die haben feine Schatten — so giebt es auf Sardinien noch heute abgelegene Orte mit heiligen Bäumen, wo die Leute oft ein Menschenalter keine Messe hören. Da schließt das Haupt der Familie Heirathen und Verträge unter den heiligen alten Bäumen, wo auch Beschwörungen und allerhand andere abergläubische Gebräuche vorgenommen werden. Bei Sonnenaufgang schlichtet man dort Streitigkeiten. Das ist ein Stück Alterthum. Ebenso, daß das im schlechtesten Rufe stehende Frauenzimmer des Ortes für fähig gehalten wird, Krankheiten zu heilen. Solche Zauberinnen sind die meretrices des heiligen Hieronymus.

Wie alt mag da ferner das Krankenopfer sein, daß man bei fallender Sucht auf den Kirchhof bereitet. Man zieht einen kreisförmigen Graben, in den man Nachts Weihrauch und Salz wirft und das Blut eines schwarzen Huhns träufelt, während unter Bekreuzungen und anderen Zeichen die räthselhaften Worte gesprochen werden: Adonag Arobonas Eloim Jeoblem Jola Dolzophius Carabielhannon betaim. Amen. Dann legt man das Huhn auf den Stein, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, kehrt man zum Kranken zurück.

Hat man es mit einer durch Hexerei erzeugten Krankheit zu thun, so werden vor dem heiligen Antonius dreizehn Kerzen angezündet, Salz auf Kohlen gestreut und der Heilige ersucht, dem Feinde dieses oder jenes Uebel anzuthun. Ohne Ende sind die Verwünschungen, jeder Heilige soll dann noch extra etwas von dem Seinen dazu thun. Sicher sind diese Heiligen

an Stelle der alten Genien der phönizischen Mythologie getreten, die das Böse zu bekämpfen hatten.

Der Aberglaube, daß ein paar geschriebene Zeilen, die man bei sich tragen muß, vor Ungemach, die Jäger besonders vor Fehlschüssen schützen, geht durch die ganze Insel.

Aber das Christenthum erlaubte einst auf Sardinien den Aberglauben gegen Bezahlung. Sechs Bischöfe lehrten zur Zeit Gregors des Großen, also im 6. Jahrhundert, auf der Insel, und dieser Papst mußte sie hart anfassen wegen einer von ihnen erhobenen Abgabe für die Erlaubniß heidnische Opfer zu bringen, und noch heute sollen sich die alten abscheulichen phönizischen, in Grabstätten zu findenden Götzenfratzen in manchen Familien dicht neben den Heiligenbildern der christlichen Kirche erhalten haben.

Auch Hermes wird noch gefeiert. Man stellt am Johannistage (ein dem italienischen Aberglauben ganz besonders wichtiger Tag) ein Gefäß, Erme genannt, mit Weizenkörnern in's Fenster, dazu eine aus festem Teig geknetete Puppe. Das ist Hermes, der Gott des Getreidesegens, der Entführer des Lichts (Sonnenwende), dem man in Athen Opfer von allerlei Früchten in Töpfen darbrachte. An die römischen Cerialia gemahnt der Brauch, den das Volk von Avezzana in den Abruzzen um die Zeit des Corpusdomini übt. Da zieht eine große Procession durch die Straßen, mit einer reichen Fülle von Brot jeder Art und Form auf Stangen, in Körben, an Fahnen, am Kreuze, am Baldachin. Der ganze Zug gleicht einer wandelnden Bäckerei. An anderen Orten wird am 2. August ein buntbebänderter Esel, auf dem Rücken einen mit Aehrenbüscheln behangenen Korb voll Korn, durch die Straßen getrieben. Seine Begleiterinnen sind junge Mädchen in Festtracht, die auf den Häuptern auch Körbe mit Korn tragen. Das Korn wird

der Mutter Gottes in die Kirche gebracht, wo die Spenderinnen Bänder, Nadeln und dergl. als Gegengaben empfangen.

Auch das Maifest ist uralt. Die jungen Sarden setzen sich vor eine Hausthür im Kreise, stellen in die Mitte einen Korb, in den sie verschiedene Gegenstände verstecken. Nun singen sie:

Maju, maju, beni voga!
Cun tutu su sole e amore,
Cun s' arma e cun son fiore,
E cun sa margaritara.

Mai, Mai sei willkommen
Uns mit aller Sonn' und Liebe,
Mit der Waffe, mit der Blüthe
Und dem Margarethenblümchen.

Hier ist ein Anklang an die provençalischen Frühlingslieder, alt ist aber der dabei geübte Brauch: es wird eine Strophe von übler Vorbedeutung gesungen, worauf eine Knabe einen der verdeckten Gegenstände zieht, es folgt eine Strophe guten Auguriums und wieder Loosziehung.

Poesie ist in dem Maigrüßen, wie es in einigen Orten der alten samnitischen Landschaft geübt wird. So in Frattura, einem Gebirgsdörfchen. Da zieht die Jugend in der Nacht des 30. April hinaus auf den Berg mit lautem Glockenläuten dem Mai entgegen. Laut tönt ihr Rufen durch die Frühlingsnacht: Es kommt der Mai! Es lebe der Mai! Und diese Rufe verdoppeln sich bei Sonnenaufgang.

Am Johannistag wandert man auf Feld und Wiese, netzt Hände und Tücher mit dem Thau der Pflanzen und wäscht sich das Gesicht damit, dann schmückt man sich das Haupt mit Waldreben (Clematis) und andern Blumen. Anderwärts beleuchtet man am Abend vor Johannis die Straßen, setzt Gefäße mit Wasser und duftige Blumen darin an's Fenster. Mit

diesem Wasser wäscht man sich andern Morgens das Gesicht, wiederholt auch die Waschung draußen am fließenden Wasser. Die meisten besteigen einen Hügel, die Sonne des Johannistages aufgehen zu sehen. Wer da aufpaßt, sieht die Sonne drei Sprünge machen und dann das blutige Haupt des Täufers erscheinen.

Unter Kaiser Aurelian, der sich selbst Sol invictus nannte, ging der Sonnencultus stark im Schwange, viele an die Sonne geknüpfte abergläubische Handlungen mögen ihren Ursprung in diesem Cultus suchen, wohl auch der poetische Brauch der Landleute in einigen Provinzen der einstigen Magna Graecia. Sie legen, wenn das Tagesgestirn am Sinken ist, die Sicheln weg, knieen im Halbkreise vor ihm nieder, der Caporale spricht ein Gebet vor und alle murmeln es ihm nach. Damit endet das Tageswerk.

An den Molochdienst der Phönizier, wie an die Palilien der Römer, jene Freudenfeste, wobei Hirten und Herden dreimal über brennende Strohhaufen sprangen und demnach tüchtig gezecht und gesungen wurde, erinnern die an Festabenden auf den Straßen und Plätzen süditalienischer Orte angezündeten Strohfeuer, durch welche die Kinder, durch die Flamme gereinigt, lustig hin- und herspringen. Auf der Sorrentohalbinsel zündet man diese, hier Focarazzi genannten, großen Feuer am Abend vor Mariä Himmelfahrt und am St. Antoniusfest, 13. Juli, überall an.

Das Wasser war den Alten heilig. Der freche Nero hätte es bald mit dem Leben bezahlt, als er es einmal gewagt, sich in einer Quelle zu baden. Das „neue Wasser" muß gefeiert werden. Am Abende des 31. December gehen die Jünglinge von Canzano Peligno, Neujahrslieder singend, hinaus zum öffentlichen Brunnen, putzen ihn bunt mit Tüchern und Kränzen und zünden mächtige Feuer davor an. Bei Sonnenaufgang

kommen die Frauen und Mädchen, die Krüge auf dem Haupte, das Wasser des neuen Jahres zu schöpfen. Sie erhalten es nur gegen kleine Geschenke, wie Kuchen, Aepfel, Nüsse, Kastanien und dergl. An anderen Orten tragen die Armen es in die Häuser der Wohlhabenden und empfangen Gaben dafür.

Wohin aber thut man einen Brauch, wie den des Ochsen des S. Sapito? In Loreto Aprutino wird am Feste dieses ziemlich unbekannten Heiligen ein Ochs, dem man Hörner und Schwanz mit Flittergold und Bändern geschmückt hat, auf dessen mit rother Decke belegtem Rücken ein reich gekleideter Knabe reitet, vor die Kirchenthür geführt. Dort muß er, wohl abgerichtet, vor dem zahlreich versammelten Volke niederknien, worauf er in die Kirche geführt wird. Was er bei dieser Gelegenheit an Düngstoff fallen läßt, dient zur Bestimmung der Fülle oder Dürftigkeit der bevorstehenden Ernte.

Das Ding sieht sehr stark heidnisch aus und würde vor einem Cerestempel sich recht gut ausnehmen.

Sehr respektvoll, wie nur je der strenge Larencultus der Alten es vorschrieb, werden die Todten behandelt, wenn auch die Vorschriften nicht wie in jenem sardinischen Orte durch die Väter der Stadt gegeben werden.

Die römische Begräbnißweise kommt uns in Erinnerung durch die Art, wie in den Ortschaften um Taranto und Lecce her die Kinder begraben werden. Dem kleinen Sarge voran geht der Priester mit dem Küster, der das Kreuz trägt. Dann kommt ein Flötenbläser, ein Geiger und ein Posaunist, die eine lustige Tanzmusik erschallen lassen, während die Eltern oder Verwandten Hände voll Confetti über den Sarg herwerfen.

Allüberall ist die Institution der römischen Praeficae, auch aegyptisch-orientalischen Klageweiber erhalten geblieben, sie heißen repite. Ihre Funktionen sind dieselben wie schon Homer sie schildert: sie singen in jammernden Tönen den Trauergesang,

preisen den Todten und beweinen ihn — gegen Bezahlung in rhythmisch fließenden Thränen. Die Verwandten geben dem Hingeschiedenen ihre thränenfeuchten Tücher mit in's Grab.

Nachher ziehen die Bauern, auch in den heißesten Monaten des Jahres, ihre schweren blauen Mäntel an und tragen sie mehrere Monate lang. Ebensolange verbergen die Wittwen ihre Hände unter den schwarzen Schürzen und dürfen sie öffentlich nicht zeigen.

Ein Ueberrest des pantheistischen Glaubens der Aegypter, Syrer, Phönizier u. a. ist der treubewahrte Ritus des süditalienischen Volkes, bei dem in ganz Unteritalien fortbestehenden Todtenmahle das Ei zu geben, als Symbol der Lebensquelle im Schooße des Todes. Bei den genannten Völkern werfen Diener Bohnen hinter die Todtenbahre, um die bösen Geister zu vertreiben, hier werden am Todtensonntage Bohnen geschenkt.

Am Vorabend dieses Sonntags werden an vielen Orten alle Herdfeuer peinlich gelöscht, kein Fünkchen darf in der Asche zurückbleiben, denn das Feuer ist das Symbol des Lebens und morgen soll das Erlöschen des Lebens gefeiert werden.

An demselben Vorabende bleiben die Reste des Nachtmahls auf dem Tische, andern Morgens werden sie den Armen gegeben. Oder man deckt den Nachttisch eigens für die Abgeschiedenen unter der Annahme, die Todten kämen zu Gaste und überzeugten sich, daß man ihrer in sorgender Liebe gedacht.

Wir gedenken bei diesem Brauche der römischen Silicernia, der dies parentales und der Feralia, an denen man den Todten allerlei Speise und fromme Gaben brachte und sie auf jede Weise zu beruhigen suchte.

An das Märchen der Braut von Korinth würde in den südlichen Provinzen Jedermann ganz zweifellos glauben, denn die

todten Jungfrauen sind gar oft gesehen worden im weißen Gewande, ein Lämpchen in der Hand.

Ein Mädchen von sechzehn Jahren (es geschah dies in einem Orte der Terra d'Otranto) war schwindsüchtig gestorben an einem Blutsturz. Das Hemd, mit dem die Todte in den Sarg gelegt ward, war dadurch blutbefleckt, denn die Mutter war arm und hatte es nicht wechseln können. Sieben Nächte nachher wurde sie durch eine sanftklagende Stimme geweckt, die sprach: In diesem Hemd kann ich nicht vor Gott treten. Hänge mir ein frischgewaschenes auf den Zaun im Garten, daß ich komme und es hole, so werde ich weniger leiden. Die Frau glaubte anfangs an eine Traumerscheinung. Da aber die Klage sich zweimal wiederholte, so erfüllte sie die Bitte thatsächlich. Wie groß war ihr Staunen, als sie andern Morgens an Stelle des frischen das blutbefleckte Hemd fand.

In Manduria verbrennt das Volk das Bettzeug des Verstorbenen in der Meinung, daß ohne diese Handlung die Seele des Scheidenden in das Haus gebannt sei und sich verspätet bei Gott einfinden könne.

Auch auf Sicilien, und hier mehr noch als anderswo, hat man's gar sehr mit den Todten und besonders mit den todten Verbrechern.

Incredibilia, sed vera: der Körper des Muttermörders zu Paceco bei Trapani liegt in der Kirche des St. Francesco di Paola begraben, auf diesem Grabe betet das Volk von Paceco und erfleht Gnadengaben. Leider nur zu wahr ist es, hingerichtete Verbrecher werden vom Volke kanonisirt, es nennt sie Beati, Gesegnete, und ruft sie an wie kirchlich sanctionirte Heilige. Dieser Cultus, man nennt ihn den Cultus der gerichteten Körper, ist abscheulich, grauenhaft. Und solcher geköpften oder gehängten Heiligen hat in Sicilien fast jedes Dorf einen und der steht gar hoch in Ehren.

Nicht etwa bloß seinesgleichen, Verbrecher, wenden sich an ihn, sondern auch ehrbare Männer, ehrbare Frauen. Ist dieser Cultus antik? Stammt er aus dem alten Haß gegen die frühere Regierung her und aus der daraus resultirenden Liebe gegen alle, die unter jener leiden mußten? Waren doch (und sind) die Briganten die erklärten Helden des Volkes. Mehr aber stammt er wohl aus dem dogmatischen Vernunftschlusse, daß die Gerichteten, den nahen Tod voraussehend, ihm mit klarem Verstande entgegengehen und demnach eine Beichte ablegen können, so klar und vollkommen, so kräftig, daß ihre Seele gewiß gerettet wird. Wer aber mit aufrichtiger Reue in den Tod geht, wird heilig.

So ist nun der Verbrecher in jenem Leben im Stande, Gebete zu empfangen, Gnaden zu gewähren, Wunder zu thun. Ein sicilianisches Volkslied erzählt, wie die Seele eines Hingerichteten einem von Räubern für todt auf dem Platze gelassenen Ritter erscheint und diesem sagt, wie sie ihn gerettet, damit sie ihr Gelübde, am Galgen gethan, seiner verwaisten Tochter einen Mann zu verschaffen, erfüllen könne.

In einem andern Liede werden neun solcher Seelen von einem Mägdlein angerufen, den untreuen Geliebten tüchtig durchzuprügeln, ihn aber nicht zu tödten, denn er solle zu seiner alten Liebe zurückkehren. Wie nett muß das im Munde eines liebenden Mädchens, eines blonden Gretchens etwa, klingen:

Seelen der gerichteten Körper:
Drei der seligen Gehängten,
Drei der seligen Ertränkten,
Drei der seligen Geköpften,
Alle neun sollt ihr erscheinen,
Durchzuprügeln mir den meinen.
Halbtodt laßt mir ihn am Boden,
Ganz todt soll er doch nicht sein,
Denn sein Körper, der ist mein.

Daß die Geister der Erschlagenen am Orte der Unthat ewig umgehen müssen, ist allgemein bekannt. Diese Geister sind die Larvae oder Manes der Alten im Allgemeinen, die in Rom am 21. Februar durch ein allgemeines Todtenfest gesühnt werden. In der Nacht nach dem ersten Hahnenschrei durchirren sie das Haus, schleppen Ketten, klagen laut vor sich hin, um ein Uhr verschwinden sie. Das Haus, wo sie wohnen, ist verflucht, und Niemand würde sich finden, es zu bewohnen. Sie können nur durch Gaben an die Kirche oder schwere Bußen ihrer Nachkommen entsühnt werden. Priester und Mönche, die nicht alle Messen lesen, zu denen sie verpflichtet waren, müssen sie nach ihrem Tode um Mitternacht nachholen, mit zwei schwarzen Kerzen, mit umgekehrtem Evangelium, ohne Glöckchenklang und Opfergebet.

Die Todten kann man aber auch wie im Alterthum citiren. In den Abruzzen geht die Alte am Abend des Todtenfestes in ihr Kämmerlein, zündet auf einem Tische zwei Kerzen an und stellt zwischen diese ein Becken mit Wasser, nimmt eine zweizinkige Heugabel, die Zinken nach oben, streckt den Hals zwischen sie, in der linken Hand ein Licht, auf der rechten Schulter ein Handtuch, und starrt in das Wasser, bis auf dem Grunde ihre Todten vorüberziehen.

Gewiß ein unheimliches Bild.

Freundlicher ist der Brauch des Comparatico, der geistigen Gevatter- oder Verwandtschaft. In den Abruzzen gehen zwei Mädchen hinaus an die Quelle, entblößen den Arm und waschen und trocknen ihn sich gegenseitig ab, um nun für ewig Verwandte zu sein. Oder sie gehen dreimal um den Altar herum, küssen sich, ziehen sich ein Haar aus und verbergen es in einem Winkel der Kirche. Dann singen sie:

Gevatterin und Gevatterin,
Wohl in der heil'gen Christfestnacht,
Am Tage St. Johannis.
Die Brüh' dir, mir die Nudeln.
Geh'n wir nach St. Aniello
Und kaufen uns 'ne Semmel,
Halb sei sie dein, halb sei sie mein,
Immer Gevattern wollen wir sein.
Wenn wir uns nicht mehr Gevatter nennen,
Mag uns das Höllenfeuer brennen.
Das Stäbchen soll sich heben,
Zum heil'gen Haus wollen wir schweben,
Das Glöckchen, das soll klingen,
Die Höll' soll uns verschlingen.

Viel Sinn ist natürlich in solchen Hexensprüchlein nicht, kein größerer als in Goethe's Hexenküche.

Derselbe Brauch des Comparatico findet sich auch in Calabrien. Sei meine Gevatterin, sagt da der Knabe zum Mädchen, und dieses zieht sich ein Haar aus, behält ein Ende in der Hand, giebt das andere dem Knaben, beide ziehen an, bis das Haar zerreißt, dessen Stücke dann dem Winde überlassen werden. Oder der Knabe nimmt einen kleinen Kieselstein, spuckt darauf, läßt auch das Mädchen darauf spucken, wirft den Stein so weit als möglich fort und beide rufen: Uns're Freundschaft, die soll dauern bis der Stein gefunden wird. Oder beide bekleiden in der Weise eines Säuglings ein Bündel Kräuter und taufen es auf ihren Namen, oder sie schicken sich am Johannistage ein Blumengeschenk, das man ramoglietto nennt. Aus all diesem entstehen Ausdrücke wie compare di capello, Gevatter des Haares, compare di pietra, Gevatter des Steines, di bambino, des Kindes und compare di ramoglietto.

Wie die Jungfrau dereinst im Alterthum, gleich den

römischen Vestalinnen, viel galt, steht sie noch heute überall in hohen Ehren. Sie vermag alles. So läßt Plinius Geschwülste durch die Berührung einer nackenden Jungfrau, die dabei ein Zaubersprüchlein hersagen und mit dem Kranken zusammen dreimal auf den Boden spucken muß, heilen.

Noch heute ist die Berührung ihres Fingers heilkräftig. Das Brot, das sie bäckt, wächst unter ihren Händen, auch ohne Sauerteig wird es aufgehen und lockerer und schmackhafter werden als Hefenbrot. Kauft eine Familie ein Glas, eine Flasche, ein Krüglein, so muß, sollen diese Gefäße einen guten Geruch annehmen, zuerst die Jungfrau daraus trinken. Denn nur drei Dinge haben, nach calabresischer Anschauung, einen guten Geruch: der Athem des Säuglings, der Jungfrau und — eines säugenden Kalbes. So ist es auch die Jungfrau, die unter den ährenlesenden Frauen auf dem Felde die vielbegehrte Doppelähre findet, die Jungfrau, deren Speichel dir deine entzündeten Augen heilt.

Die Jungfrau ist heilig, der ärgste Schuft respektirt sie.

Dennoch giebt es Mittel, sich ihrer rechtlich, nach uraltem Recht freilich, zu bemächtigen. Der liebende Jüngling kann sie imbianchire, scapigliare oder togliere la muschera. Was ist das?

Dem unverheiratheten Mädchen Calabriens ist ein Schleier von dunkler Farbe vorgeschrieben, diesen raubt ihr der Jüngling und legt an seine Stelle einen von weißer Farbe, und das Mädchen heißt imbiancata, wörtlich, geweißt. Das unverheirathete Mädchen trägt das Haar bedeckt, diese eifersüchtige Bedeckung entreißt ihr der Liebste und sie heißt jetzt scapigliata, barhäuptig. Das unverheirathete Mädchen endlich hat Kleider und Leibchen ohne Aermel. Der Rock zeigt in seinem oberen Theile drei Oeffnungen: in die mittlere wird der Kopf gesteckt, in die beiden seitlichen steckt man die Arme, die Stege

oder Achselbänder heißen muschere. Diese muschere zerschneidet der Jüngling mit dem Messer und das Mädchen ist segnata, liebesrechtlich gezeichnet.

Das ist römisches Urrecht: Prinzip und Grund des Besitzes ist die Transformation. Der Römer nahm Besitz von einem Boden, indem er einen Zweig, eine Stipula, zerbrach, einen Pfahl einschlug, eine Furche zog. Der Calabrese raubt dem Mädchen den Schleier, zerschneidet die Achselbänder oder wirft ihr einen Schleier über den Kopf, er transformirt sie und sie muß sein werden.

Das sind die Bestrebungen des Jünglings, ein Mädchen zu gewinnen; nicht geringere macht das Mädchen, den Liebsten zu erforschen. Ihn sich zuzuwenden, werden alle geheimen Kräfte Himmels und der Erde in Bewegung gesetzt.

Das Mädchen pflückt nackt ein Olivenzweiglein, steht nackt vor dem Kohlenbecken, in dessen Glut sie jenes wirft, um zu sehen, ob ihr der Geliebte treu sei:

Liebst du mich treu, so sollst du fliegen,
Liebst du mich nicht, so bleibe liegen.

Und der Jubel, er liebt mich! ist groß, wenn die Blätter knisternd aufspringen. So zerpflückt unser süßes Gretchen eine Blume mit der Frage an's uralte Orakel, ob er sie liebe, so nimmt die Abruzzendirne am Abende des Johannistages eine Blume, versengt deren Blätter am Lichte und steckt sie dann in ein Loch draußen vor'm Fenster. Hat sich die Blume am Morgen erholt, so ist das ein günstiges Zeichen. Ebenso verfährt man man mit Nesseln, Pflanzen, die bekanntlich leicht dahinwelken, auch sie steckt man an die Mauern und nimmt es als ungünstiges Zeichen, wenn sie andern Tags welk herabhängen.

In der Gegend von Tagliacozzo, Gioja de' Marsi u. a. O. pflücken die neugierigen Mädchen gewisse Blätter, Lampazzoni,

eine Art Sauerampfer, sie wollen ihren Liebeszweifel heben, binden die Blätter auf den Arm und sprechen:

Wenn du mich liebst, du Lieber, mach 'ne Rose,
Wenn nicht, mach' eine madenvolle Wunde.

Die Blätter bleiben eine Nacht durch liegen, haben sie die Haut rosenartig roth gezogen, so ist jeder schlimme Zweifel gehoben.

Hat man noch keinen Schatz in Aussicht und möchte doch erfahren, wer der Zukünftige sei, so erfährt man dies durch die Bohnenprobe. Alle südlichen Provinzen, auch Sicilien, kennen sie. Die Dirnen nehmen drei Bohnen. An einer kneifen sie das Auge heraus, die andern schälen sie, die dritte bleibt heil. Alle drei werfen sie in einen Sack, schütteln sie durcheinander und lassen nun die des Orakels Begehrende ziehen. Erwischt diese die unversehrte Bohne, so wird ihr ein schöner, reicher und vollkommener Mann zu theil. Die Bohne ohne Auge verheißt einen ärmlichen, kränklichen, unschönen, die geschälte einen ganz armen Teufel. In den Abruzzen legt sich das Mädchen diese Bohnen vor'm Einschlafen unter's Kopfkissen und ergreift beim Erwachen die erste, beste.

Eine andere Bohnenprobe ist die: das Mädchen steckt am 1. October zwei Bohnen in eine Scherbe, eine für sich, eine für den Schatz. Gehen die beiden zusammen vor oder im Laufe der Novena, der neuntägigen Andacht des Erzengels Raphael (also vom 15. October ab) auf, so wird die Ehe eine glückliche sein. Zeigt sich aber die Mannesvertreterin früher, so wird das Mädchen die Treue brechen, oder, umgekehrt, der Mann.

Diese Frage an das Schicksal führt man auch aus, daß man in eine dunkle Kammer drei Teller stellt: einen mit frischem Mehl, einen mit gewöhnlichem, einen mit Kleie. Das Mädchen geht hinein und greift sich rasch und auf's Geradewohl einen Teller heraus, nach der Qualität des erwischten

Farinates wird die Ehe sein. Das Alter des zukünftigen Gatten erfährt man am St. Antoniustage: man tritt an's Fenster, und der erste Vorübergehende zählt genau die Jahre, die der zukünftige Bräutigam haben wird. Wenn aber der erste ein Kind ist?

Die Mädchen von Chiaramonte nehmen am Tage S. Vitos, wenn die Glocke Mittags läutet, einen Strohhalm, eine Feder, einen Streifen Papier und werfen dies vom Fenster aus in die Luft. Fliegt das Zeug nach rechts, so bedeutet es Glück, nach links, Unglück. Mano sinistra, die linke Hand, die böse linke, sinistrum auspicium!

Die Jungfrauen sind eben Prophetinnen.

Geht ein calabresisches Mädchen in die Campagna und sieht eine Schlange aus der Hecke kommen, die bei ihrem Anblick weganfwärts flieht, so ist das das Zeichen, daß sie einen guten Mann haben wird. Welche Rolle spielte im römischen Cultus der Genien die Schlange (serpens draco)!

Griechische und römische Phantasien leben immerzu im Volke. Ein Blatt des Baumes, den die griechischen wie römischen Calabrier einst dem Apollo geweiht hatten, unter dessen delphischen Schatten die Orakel ertönten, des Lorbeerbaumes, legt sich das Mädchen in der Provinz Reggio, wenn es den Geliebten im Traum sehen, Zwiesprach mit ihm halten möchte, beim Schlafengehen unter das Kissen. Der Jüngling aber, vorausgesetzt, daß er lesen kann (eine Voraussetzung, die in hundert Fällen etwa 75 Mal fallirt), will er erfahren, wer zuerst sterben muß, er oder sie, zählt die Buchstaben seines und des Namens seiner Auserwählten zusammen. Sind sie unpaar, so wird sie zuerst an die Reihe kommen, sind sie paar, er, und in diesem Falle wählt er besser eine auf einen andern Namen Getaufte. Am besten überhaupt läßt er die erfahrene Mutter für sich wählen. Diese macht sich, sobald dem Herrn Sohn

Heirathsgedanken kommen, zu irgend einem ihr bekannten Mädchen auf. Findet sie dieses arbeitend, so wird sie zur Braut erwählt, findet sie es ruhend, so geht sie weiter und spricht, sich bekreuzend, dreimal das Wort: Ich verzichte, ich verzichte.

Dennoch giebt es noch ein unfehlbares Mittel, sich einen Jüngling geneigt zu machen, sie muß ihm das Pulver werfen. Da ist die Eidechse, ein sonst in Calabrien allgemein respectirtes Thierlein, denn es trägt ja Wasser in die Hölle, die vom Feuer Gequälten zu erquicken, diesmal muß sie daran, die Liebe anerkennt kein Gesetz. Das Mädchen fängt den armen Saurier, ertränkt ihn in Wein, dörrt ihn an der Sonne und stößt ihn zu Pulver. Von diesem Pulver nimmt sie eine Prise und bestäubt damit den Geliebten. Das hält man für ein unfehlbares Liebeszwangsmittel und davon stammt die Redensart: Sie hat mir das Pulver geworfen, d. h. mich in sich verliebt gemacht.

Von diesen Gelegenheitsheren ist nur ein Schritt zu den eigentlichen Berufsheren, die nichts als Unheil anrichten und dabei so massenhaft und allüberall zu finden sind, daß man sich vor ihnen kaum zu schützen vermag. Sie gleichen in Unteritalien unsern deutschen Blocksbergdamen auf ein Haar, reiten wie diese auf Besenstielen, auf den Flügeln des Nachtwinds, auf Böcken und Schweinen, können sich groß und klein machen, ja so klein, daß sie durch die Schlüssellöcher kriechen können. Sie stehlen die Küchenkräuter im Garten, verschlingen sie gierig, müssen sie aber tale quale wieder ausspeien. Ihre Macht ist groß, sie haben Gewalt über die Todten, ziehen den Mond an, entfesseln Sturm und Gewitter und machen sich selbst die Teufel dienstbar.

Das ist die geborene Here. Im April nämlich wird die Herenmutter befruchtet; zu Weihnachten, in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember, wird die junge Here geboren und

sie bleibt Hexe. Nur gegen die Hexenmännchen giebt es Hülfe: man schneidet eine Rebe aus, brennt sie an dem einen Ende an und wenn sie glüht, macht man mit ihr auf dem rechten Arme des Stregone ein Kreuz. Durch nähere Kennzeichen verrathen sich die Hexen meist nicht, wer aber die seines Dorfes kennen will, stellt sich in der Christnacht mit einer Sichel und einem Bündel Aehren in den Händen an die Thür der Kirche, was da drin Hexe ist, kann am Ende der Messe nicht heraus.

Man möchte sie wohl noch verbrennen können, und das Volk mißhandelt sie noch heute auf arge Weise. Was wirken sie aber auch: sie verbreiten Krankheiten, wandeln Liebe in Haß um, erzeugen Unfruchtbarkeit in der Ehe, Unfrieden in der Familie und können — verhexen.

Im Verhexen sollen die Dorfhexen ganz besonders bewandert sein, doch sind auch die der Stadt Neapel berühmt. Die Sache ist sehr einfach. Ich will meinem Feinde schaden, es kommt mir auf ein Stück Geld nicht an, ich gehe zur Hexe. Viele Adressen stehen mir zur Verfügung.

Die Dame formt mir auf dem Tamburo, dem Hauptinstrument der Tarantella, aus einem Klumpen Fleisch eine menschenähnliche Figur, kleidet diese in Lumpen als Mann oder Weib, je nach dem Geschlecht meines Feindes, sticht ihr eine Nadel in Kopf, Herz oder Magengegend, überhaupt in den Ort, wo ich meinem Widersacher Schmerzen bereiten will, und spricht dazu eine lange Beschwörungsformel.

Vor einigen Jahren hatten ein paar Frauen aus dem Volk der Section S. Ferdinando in Neapel ein solches Fleisch gefunden, in das mehr als hundert Nadeln gesteckt waren, das galt also einem oder einer, die man gar vernichten wollte, und entsetzt trugen sie es als ein echtes Hexenwerk zum Pfarrer, der für Geld und Worte den Zauber aufhob, mit Fleiß die Nadeln löste und sein kräftig Gegensprüchlein sagte. Thatsache.

Ich habe selbst die Sache auf ihre Wirkung hin untersucht. Der Fall ist gar ergötzlich. Mein Diener hatte mir eine kostbare Bernsteinspitze zerbrochen. Kein Zweifel, er war's gewesen, trotzdem leugnete er krampfhaft und hartnäckig und schwur bei allen Heiligen, daß er unschuldig sei. Die eine Hälfte der Spitze war da, ich hätte gern die andere, nicht aufzufindende (vielleicht wäre da noch zu flicken gewesen) dazu gehabt, dann wollte ich dem Lügner eine Lection geben.

Als ich ausging, warf ich leicht hin, ich ginge zur Fattocchiara (so heißen diese Zauberweiber im Napolitanischen), um den Thäter zum Geständniß zu bringen, wenn ich auch fest überzeugt wäre, daß es der treue Knecht nicht gewesen. Zurückkehrend fand ich ihn sehr kleinlaut. Und nun machte ich den, wie ich erzählte, mir von der Hexe bezeichneten Hokuspokus. Ich füllte eine Flasche mit einer mißfarbigen Flüssigkeit, klebte darauf ein Etikett mit einem Todtenkopf inmitten rother Flammen und steckte auf den Kork die Hälfte der zerbrochenen Zigarrenspitze. Das Ganze prangte bedrohlich inmitten eines Tisches, an dem der Diener öfters vorbeimußte. Er war erschüttert, entsetzt, er ging nur mit geschlossenen Augen an dem Hexenwerk vorüber und äußerte seine Angst anderen Personen gegenüber. Dann bat er mich, den Zauberapparat zu entfernen, er wolle dann zusehen, den Thäter zu entdecken. Ich blieb fest und schilderte nur die gräßlichen Folgen der Verhexung. Ich will kurz sein: am andern Morgen hatte ich das trotzige Geständniß und die fehlende noch brauchbare Hälfte, mußte aber nun auch den Zauber entfernen.

Und die Moral? Die Sache ist ja an sich etwas unmoralisch, aber es war ein Experiment und diesem Volke ist nur auf die Art beizukommen. Welche Erfahrungen macht man bei langjährigem Aufenthalte im Süden! Alles ist auf dem Aberglauben erbaut, der Aberglaube ist officiell.

Vor allem der böse Blick, mal' occhio, an dessen verderblicher Wirkung zu zweifeln ja geradezu ein Verbrechen wäre, wie es ein Verbrechen ist, an der Flüssigwerdung des Blutes St. Januari den leisesten Zweifel zu äußern. Wohl geht der böse Blick auch von den Hexen aus, sie heben aber auch seine Wirkung wieder auf, was man scantar l' occhio oder scacciar l' occhio, etwa den Stoß pariren nennt.

Das können besonders gut die in der Romagna und den Marken in hohem Ansehen stehenden Frauen, die die virtù als ein Geheimniß besitzen und damit alles vermögen. Virtù heißt ja Tugend, ist hier aber nicht in diesem Sinne gebraucht, sondern in Bedeutung von miraculum, prodigium. Mit dieser virtù muß man auf die Welt kommen, man erkennt sie alsbald an den Linien des Daumens der linken Hand, sie laufen in der Figur eines Kreuzes zusammen: das ist das wunderbare Geheimniß der femmina che ha la virtù.

Die Zauberweiber der Südprovinzen bedürfen dieses christlichen Stigmas nicht, sie vollbringen meist nur recht Altheidnisches, wobei das Kreuz sie stören würde. Wie bei uns, ist auch in Unteritalien die Hexe eine Märchenperson geworden, wie bei uns, lauschen die kleinen Schwarzköpfe hier gar andächtig diesen racconti delle streghe.

Da war einmal ein Jüngling, nicht weit von ihm wohnten drei Schwestern, das waren die schönsten Mädchen im Lande. Der Jüngling liebte eine von ihnen, aber die Leute sagten ihm: Du liebst da jene Mädchen, weißt Du denn gar nicht, daß es Hexen sind? So oft wiederholten sie ihm diese Rede, daß er endlich stutzig wurde und beschloß, sie auf die Probe zu stellen. Er geht am Abend in's Haus der Schwestern, redet ein paar Worte mit ihnen, stellt sich darauf müde und schläft zum Scheine ein. Die drei blieben ein Weilchen still, da aber die elfte Stunde heranrückte, wo sie unter den Nußbaum von

Benevento (il famoso noce di Benevento! *) tanzen gehen mußten, wurden sie unruhig. Sie prüften den Schlaf des Jünglings auf alle mögliche Weise; wie er nicht erwachen wollte, nahmen sie eine Büchse mit Salbe, salbten sich und sangen:

Salbe mein, Salbe mein,
Mach geschwind!
Möchte dreimal schneller sein
Als der Wind.

Dann setzten sie sich auf die Stühle, aus ihrem Munde flog eine Fledermaus und die Leiber blieben wie todte Bälge liegen. Als der Jüngling sah, daß sie sich nicht mehr regten, stand er auf, betrachtete sie näher und meinte, sie wären todt. Er wußte nicht, was thun, wartete und wartete und legte sich wieder zum Schlafe zurecht. Gegen drei Uhr Morgens kamen die Hexen als drei Fledermäuse zurück, schlüpften in ihre alte Form und machten sich nochmals daran, den Schläfer zu wecken. Da dies wiederum vergebene Mühe war, setzten sie sich zum Nachtessen und die Aelteste begann: Laßt uns aus dem Blute des Königsohnes einen Kuchen backen und essen wir ihn, sonst könnte es uns jemand vor der Nase wegschnappen. Ja, wenn der Königsohn davon zu essen bekäme, könnte er wohl genesen, aber das kann er nicht, und so wird er den nächsten Tag nicht überleben. (Wir gedenken hierbei der beiden Hexen bei Apulejus, die dem treulosen Geliebten das Herz ausschneiden und einen Schwamm an dessen Stelle legen). Jetzt stellte sich der Jüngling wie vom Schlafe erwachend, und sie luden ihn zum Mitessen ein. Von dem Kuchen, der aus dem Blute des Königsohnes gemacht war, aß er zwar nichts, nahm aber ein Stück, barg es unter seinem Wams und kehrte damit nach Hause zurück. Hier hörte er die Mär, daß der Sohn des

*) Giacomo Goffaro, Della superstiziosa Noce di Benevento. Napoli, 1640.

Königs auf den Tod läge. Sofort lief er nach dem Palaste und rief unter den Fenstern: Wer will von jedem Uebel genesen? Ich habe ein Mittel. Da ließ man ihn hinaufkommen zu dem Kranken, der aß von dem Kuchen und genas alsbald. Die Hexen wurden verbrannt und verbreiteten im Brennen einen so üblen Gestank, daß man meinte, auf einem Leichenfelde zu sein. Das kam daher, weil sie das Blut der Leute im Lande gegessen hatten.

Dieser unheimliche Glaube ist uralt und darum tief eingewurzelt. Die antike Welt kannte eine Menge Hexen, Popanze und Gespenster, ähnlich den modernen, wie die Lamia, das kinderraubende Gespenst Gello, die Gorgone, die Empusa, die man unter dem Gattungsnamen der Mormolyken zusammenfaßte. Noch jetzt schneiden die Hexen den Kindern die Eingeweide aus und stopfen Stroh an die Stelle, oder saugen ihnen, wie jenem Königsohn, oder wie einst dem lateinischen Königstöchterlein Proca, das Blut aus. Dagegen giebt es Hülfsmittel, wie es deren im Alterthum auch gab. Am Johannistage Knoblauch, am Himmelfahrtstage Raute gegessen und sich die Glieder damit eingerieben, hält die Hexe von dem Hause fern. Bekanntlich fliehen auch Katzen und Ratten den Geruch der Raute. Oft werden von besorgten Müttern die sogenannten Carte di Gloria vom Altar gestohlen, um sie den Kindern gegen Hexenzauber unters Kissen zu legen. Oder die Mutter, die ihr Kind abmagern sieht, hängt ihm in einem kleinen Säckchen etwas Salz um den Hals, verbrennt eine Haarlocke von ihm, stellt das geweihte Wasser auf die Thürschwelle, oder der Vater macht die Sieben Nachtwachen, die Hexe zu erwischen. Gegen Mitternacht salbt sich die Hexe und fliegt unter den uns schon bekannten Beneventiner Nußbaum. Von dort sucht sie das Kind auf, sein Blut zu saugen. Der Vater hat ein Lämpchen mit einem zerbrochenen Kruge be-

deckt, hört er das bekannte Schwirren (stridere, strix die Hexe), so wirft er den Topf nach der Unholdin, die muß dann, auch nur leicht verwundet, fliehen. Eine Scheere, in Kreuzform unter die Schwelle gelegt, thut den gleichen Dienst.

Hilft freilich Alles nicht, so muß ein Hund geschlachtet und sein Fell vor's Fenster gelegt werden, damit die Hexe die Haare daran zähle und sich beim Zählen aufhalte, bis ihre Zeit um sei. Die alten Römer legten die Eingeweide eines Ferkels vor die Thür und sprachen: Das zarte Thier für das zarte Kind, Eingeweide für Eingeweide. Dann steckten sie Ruthen von Weißdorn in's Fenster.

Das bringt mich auf die persönliche Erfahrung. In einer schweren Krankheit hörte meine napolitanische Wärterin zur Nachtzeit die Hexen gar zu arg über mein Dach dahinschwirren, sie waren lüstern nach meinem deutschen Blute. Da ihr Beten nichts half, sah sie sich genöthigt, Hirse zum Zwecke des Zählens vor's Fenster zu streuen und einen Ruthenbesen in die Ecke an der Thür zu stellen. So blieb ich am Leben.

Die Schutzgöttin gegen das Hexengesindel war die Carna oder Cardea. An dem ihr geheiligten Tage aß man in Rom Bohnen, daher Kalendae fabariae. So könnte möglicherweise der abruzzesische Brauch, am Feste des S. Nicola, des Vertreibers der Dämonen, Bohnen, die in sieben großen Kesseln vor der Kirchthüre gekocht und vertheilt werden, zu essen, eine heidnische Remniscenz sein.

Hexen sind Frauen Von außen, mit ihnen haben die Von innen, die Donne-di-Casa, ein besonders auf Sicilien verbreiteter Glaube, nichts zu thun. Diese wohnen mit uns unter einem Dache und verlangen viele Rücksichten. Fällt wer bei ihnen in Ungnade, so muß er das Haus verlassen, denn sie sind rachsüchtig, wenden ihm dann alles um und um, schicken Krankheiten, Mißernten, Unfrieden in der Ehe. Am meisten würden

die Kinder von ihnen zu leiden haben, denen sie schon bei guter Stimmung gar übel mitspielen; denn sie schrecken sie im Schlaf, bringen sie zum Weinen, legen sie von der Wiege auf's Bett, vom Bett auf den Tisch oder auf den Boden. Ferner verflechten sie ihnen die Haare so fest, daß sie Niemand mehr aufflechten kann; abschneiden darf man diesen Weichselzopf auch nicht, sonst würden die Donne-di-Casa dem Kinde den Hals oder die Hüften verrenken. Oft auch kommt es vor, daß sie die Säuglinge vertauschen, ein Bauernkind in die Baronswiege und das Barönlein in den Strohkorb legen. Das sehen die Augen der Mutter natürlich sofort, aber sie müssen schweigen und heimlich weinen. Nie nennt man die Donne-di-Casa mit Namen, man umschreibt sie stets. Die Mutter singt an der Wiege:

> Den Schlummer mögen meinem Kindlein gönnen
> Gewisse Frauen, die ich nicht mag nennen.

Von anderem unheimlichen Gesindel sind anzuführen die Krämer, die unter der Erde in Höhlen wohnen und Schätze zu bewachen haben. Sie sind klein von Gestalt, tragen einen wirren schwarzen Bart und eine rothe Mütze. Sie haben einen schlechten boshaften Charakter, sind spöttisch und tückisch. Dann die Duvitini, die man leicht mit den Krämern verwechseln könnte, denn auch sie sind klein, nur so lang wie ein Vorderarm vom Pulse bis zum Ellbogen, der auf italienisch gomito, auf sicilianisch vuvito heißt, wovon sie ihren Namen haben, wie unser Däumling von Daumen. Sie entsprechen unsern Zwergen, treten schaarenweis auf, sind schlau und gewandt. Außerdem giebt es das Nönnlein, eine bleiche traurige Figur, begleitet von einem Hunde. Auch sie hütet Schätze. Sind jene Donne-di-Casa die Laren, so ist diese die Proserpina, und eine Parze erkennen wir in der Alten mit der Spindel, die

unterm Schätzehüten schwarze Wolle spinnt und ein hartes, vertrocknetes unbewegliches Aeußere hat. Die Mamme-Draghe sind außergewöhnliche Wesen von großer Gestalt, ungeheuerlich, böse und menschenfressend. Der Orco erinnert an den Orkus und seine dunkeln Gewalten.

Und von dem ††† Santo Diavolo (wie die Süditaliener fluchen) kein kräftig Wörtlein? Endlos! Endlos! Ich nenne nur die mir sehr nahe Grotte des Posillip, diesen ältesten Tunnel in Neapel, sie ist Teufelswerk, ebenso die von S. Filippo in Modico auf Sicilien, die von Gaeta u. v. a. Wenn das Werk fertig, lud der Teufel jedesmal einen Heiligen als Sachverständigen zur Besichtigung ein, der vertrieb dann ihn und seine ruppigen Handlanger, und noch heute kann man den Abdruck ihrer Pfoten an den Wänden der Grotte sehen. Auf einem Berge bei Irminio begrub Bernardo Cabrero eine goldene Ziege, wovon der Berg seinen Namen hat. Diese Ziege ist immerhin begehrenswerth, aber sie zu heben braucht es dreier Priester aus drei verschiedenen Gemeinden, die ganz gleich alt sein müssen, denselben Namen tragen und sich ohne vorherige Verabredung in der heiligen Weihnacht vor der Grotte zusammen finden. Hier müssen sie einen Ziegenbock schlachten, jeder von dem Blute desselben drei Tropfen trinken, dann wird die Ziege meckernd herbeikommen. Das heißt natürlich mit anderen Worten: Lasciate ogni speranza, die Ziege je zu heben.

Und nun, pour la bonne bouche, eine köstlichste Gabe, sie ist in Ragusa Superiore — Provinz Siracus — zu holen. Dort ist eine Gegend, cento pozzi, die hundert Brunnen genannt und in einen dieser pozzi (ach, in welchen?) ward zu Adams Zeiten ein Fläschchen mit Paradieswasser versteckt. Wer davon nur einen Tropfen trinken könnte, würde unsterblich werden.

Ach, ist's nicht das, was wir alle ersehnen? unsterblich

zu werden gleich den ewigen Göttern, die ihre duftigen Haare mit nie welkenden Frühlingsblumen schmücken und ruhige heitere Tage ohne Ende leben, ohne Hast und Eile! Wir Armen, in der Sorge um das trockene Brot des kurzen Lebens begehen wir eine Menge hastender Dummheiten, und aus Sorge um die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Bestehenden und in der Hoffnung dem gar zu Grauen einen schwachen Goldglanz zu leihen, stürzt sich das arme Volk des Südens blind mitten in die Religion des Aberglaubens hinein.

Wer hat es je gelehrt, schwarz und weiß, links und rechts zu unterscheiden? Sollen wir es anklagen? Wer unter uns ohne Schuld ist, der hebe den ersten Stein auf und werfe ihn auf diese Armen an Geist. Legen wir einmal die Hand auf's Herz und fragen wir uns insgeheim, ob wir wohl abergläubisch sind. Entrüstet wendet ihr euch weg? Und doch steckt ein jeder von uns mit einem oder dem andern Kinderschuh noch im Aberglauben, es ist eben unmöglich, so lange wir auch schon den götterstürzenden Philosophen durch die Schule gelaufen sind, aus gewissen Jugenderinnerungen, aus gewissen uns in der Jugend eingepflanzten, allgemein gültigen Vorstellungen und Meinungen herauszukommen. Ich will nur kurz an den fatalen Dreizehnten erinnern.

Vielleicht fällt es einmal einem Italiener ein über den Aberglauben der Nord- und Süddeutschen zu schreiben .... Still! schöne Dinge würden wir da zu hören bekommen.

Genug, wir wollen uns, wenn wir hier in Süditalien kurioses Zeug zu sehen und zu hören bekommen, sittlich nicht zu sehr entrüsten, wollen die Dinge vom höheren Standpunkte historischen Interesses an uns vorüberziehen lassen, kaleidoskopisch, wie sie einst in der Volksseele entstanden, oder wie eine alte musivische Arbeit, zu der jedes Jahrhundert seine Steinchen geliefert, übrigens Sclavenarbeit.

Erstes Intermezzo.

Pfingstwallfahrt und Regenprocessionen.

Der Mai ist gekommen, der Mai, im Süden der echte Wonnemonat. In allen Gärten blühen die Orangen und Rosen in üppiger Pracht und erfüllen mit ihren wollüstigen Düften, die der sanfte Wind auf breiten Flügeln dahinträgt, das Land vom Ufer des Meeres bis zu den Kronen der Berge. und wecken die Herzen der Menschen zu jubelnd-genießender Freude.

Wie herrlich, weil wohlverstanden noch, muß in jenem Blüthenalter der Menschheit, da hier zu Lande griechische Laute erklangen, das Fest der Rhea-Kybele, der Göttin der Erde gewesen sein, deren Leib den mächtigsten Gott der Welt geboren, an deren Brüsten er das erste kräftige Leben getrunken hat. Aus den Rosengärten des Midas am Bermios in Macedonien, aus den Waldgebirgen Kretas und Kleinasiens war der heitere Cultus verpflanzt worden nach den grünen Höhen Süditaliens. Auf einen Vorberg des napolitanischen Apennins, in der Nachbarschaft der Hirpinerstadt Abellinum, heute Avellino, stand ein der Kybele geweihter Tempel. Der Berg war darum schon im Alterthum ein Mons sacer, und der Weg, der von der Griechenstadt am Golfe in das Innere hineinführte, hieß noch zu später Römerzeit ad matrem magnam. In der dem heiligen Berge vorliegenden Ebene stand ein Heilig-

thum Apollos, die Ortschaft am Berge, Mercogliano, soll an Mercurii arae erinnern, eine Wiese führt noch heute den Namen der Vesta.

Aber die Glocken, die Campanae, in dem benachbarten Nola in Campanien zuerst auf die Thürme gehängt, begannen zu läuten, der christliche Weihrauch übertäubte den Duft der venusischen Rosen, fromme Litaneien tönten, und Kybele, Apollo, Merkur und Vesta mitsammt ihrem lustigen Hofstaat von Korybanten, Nymphen und Silenen schnürten ihr Bündel und wanderten in's Exil. Mit großem Pomp zog die neue Himmelskönigin in die neugeweihten Tempel ein, bezog sie auch das Heiligthum auf dem steilen, nun bald entwaldeten Kalkfelsen des napolitanischen Apennins, der ihr, der Jungfrau zu Ehren in Monte Vergine umgetauft wurde und als feste Burg des Glaubens ein Kloster erhielt, das aus den heidnischen Resten herauswuchs und seinen Ruhm bis in unsere Zeit hineintrug.

Dort hinauf geht nun seit unendlichen Jahren an jedem Pfingsttage von Neapel aus die prachtvollste und ausgelassenste Wallfahrt, die man je sehen kann.

Das ganze alte lustige Heidenthum wird wieder lebendig in ihr. Der Dichter sieht sie dahinbrausen und sagt mit Recht:

Ist es wirklich ein Fest, der Madonna del Monte geheiligt,
Ist es ein Carneval oder des Bacchus Triumph?

Die Alterthumsforscher erzählen, daß zur Feier des durch rasende Wildheit sich auszeichnenden Kybele-Frühlingsfestes vor Allem das Tympanon, die dumpfrasselnde bacchische Handpauke, gehörte, sie ertönte neben wildem Geschrei, inmitten der Pfeifen und Hörner, während die lodernden Fackeln Wald und Gebirg belebten.

Dies ist noch heute genau der Charakter der napolitanischen Pfingstwallfahrt nach dem Monte Vergine, nur daß jenen

nervenerregenden antiken Instrumenten sich das nervensprengende Schießpulver als Hauptfestordner und Festredner zugesellt hat, das in platzenden Bomben, Böllern und verrückten Feuerwerkskörpern den Schläfern der Stadt vor Tagesgrauen schon verkündet, daß die Pfingstteufeleien mit nachfolgenden Orgien und Bacchanalien losgegangen sind.

Bei dieser Wallfahrt ist der demüthige Glaube nicht betheiligt, sie wird nicht veranlaßt durch sanftes, frommes Bedürfniß, es ist eine bloße Luxuswallfahrt, ein Vergnügungszug wie nur irgendeiner in die Umgegend von Berlin oder Wien. Wer sie mitmacht, braucht nichts zu erbitten, der hat als Hutmacher, Fett- und Mehlhändler, Geldwechsler und Wucherer, Zeitungsverschleißer oder Wagenvermiether der irdischen Güter in Fülle, und braucht höchstens für ein oder das andere Glied seiner in der Maccaronischüssel erstickenden Familie ein bischen Gesundheit, die er so nebenbei durch ein Gold- oder Silbergeschenk an den Schrein den auf dem Berge Thronenden erkauft.

Wer diese Wallfahrt mitmacht, will sich zeigen und will gesehen werden, will des ärmeren Gevatter Schneiders oder Handschuhmachers Neid erwecken durch die schimmernde Farbenpracht der schwerseidenen, meist in drei Prachtexemplaren mitgeschleppten Gewänder seiner Frau und Töchter, durch deren dicke Perlenohrgehänge und Ketten und Spangen, durch Luxus an seidenen Fahnen und barbarischem Schmuck der Pferde, um deren Schönheit ihn oft ein Fürst beneiden könnte.

Ein frech prahlendes Gepränge entwickelt sich und zeigt sich in den armdicken Kerzen, die dutzendweis mitgeschleppt werden, in den schweren, genau mit der Gewichtsziffer versehenen Silberlampen, die der Madonna zum Geschenk gebracht werden. Oder ist das nicht das ordinärste Protzenthum, allerdings von der Plebs der Vorstadt angestaunt und mit donnerndem Applaus bedacht, wenn ein reicher Pferdefutterhändler seine

Rosse mit vielen Dutzenden von großen Silberuhren behängt, daß es nur so klirrt? Das sind des Volkes Fürsten, hochangesehen bei ihm, beneidet, gehaßt, aber gefürchtet, denn viele camorristische böse Gurgelabschneider und Blutsauger sind darunter. Zu ihrem Hofstaate an diesem Festtage gehören die Canta-figliola, die Wettsänger, die den Preis ihrer Padroni ausbrüllenden Festtagsimprovisatoren, die auf besonderen Wagen, besonders costümirt, mitgeschleppt und von ihren Mäcenen hoch bezahlt werden. Bei den Schmausereien auf dem Plane vor dem Heiligthum oder in der Raststation Nola müssen sie ihre heulenden Wettgesänge ertönen lassen, denen oft das Messer ein Ende mit Schrecken bereitet.

Vor Porta Capuana, dem Ostthor der Stadt Neapel, ist das große Stelldichein der Wagen. Wer sich dahinfinden will, braucht an diesem Morgen nur dem Donner der Dynamitbomben nachzulaufen, der die Häuser erbeben macht, denn unter einem Viertel Kilo Sprengstoff thuts keiner, alle aber thun es den an diesem Tage arg beschäftigten Gesetzeswächtern zum Trotz und auf die Gefahr hin, sich und andere zeitlebens unglücklich zu machen. Noch nie ist diese tolle Schießerei ohne schwere Verwundungen abgegangen.

Nun aber geht's unter wüthendem Peitschenknallen von tausenden von Kutschern auf Kutschen, Breaks, Birocci und Biroccini, Calessi, Carrozze, Carrozzette und Carrozzini — ein rasendes Wettfahren — die staubige Via di Poggioreale hinaus, Staub athmend, Staub essend, dann selbst von einer großen Staubwolke verschlungen, immer vorwärts im tollen Laufe dahin, ohne Rücksicht auf Gefahr, dahin, wo die wunderthätige Madonna im Frieden ihres heiligen Berges sie erwartet — —

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid — — —

Ein unbeschreibliches Bild ist es, das in den großen Zeltlagern und Wagenburgen am Fuße des Berges sich entfaltet. Besonders das Nachtbild! Große Feuerflammen durch das Dunkel und um sie her lagern die lebhaften Gruppen, kreist der Becher. Durch die Reihen der Gelagerten, grell erleuchtet vom Flammen- und Fackelschein, fliegt der zotige Witz, fliegt Gesang, Guitarren- und Mandolinenton, auch die gräßlichen Ziehharmoniken mit ihrem asthmatischen Gekreische fehlen nicht. Anderes deckt die Nacht.

So geht es fort bis zum Morgendämmern, wo bei Fackelglanz die Wallfahrt sich gruppirt, den Berg hinan. Im rothen Lichte flattern die Kirchenfahnen, erscheinen die bunten Gewänder, die angestrahlten Gesichter der Männer, Frauen und Kinder. Auch Säuglinge werden mitgeschleppt.

Glühroth flackert es durch die Kronen der uralten Eichen und Kastanien, die sich zwischen den Felsblöcken am Saume des gewundenen Weges drängen! Der Morgenwind weht die Madonnenhymnen, bald lauter anschwellend, bald leise verhallend in das schlummernde Land hinab, wo die ersten Glöckchen zu erwachen beginnen und mit verschlafenen Stimmen zum Gebet laden.

Und nun ertönt auch die Glocke der Marienkirche, hell, selbstbewußt und festfreudig läutet sie ihr Salve regina in den thaufrischen Pfingstmorgen hinaus, und mit brünstigem Tone antwortet ihrer Stimme der höher und höher aufsteigende Festzug: Salve regina! . . . . .

Nach der sehr ausgedehnten kirchlichen Feier auf der Höhe schwärmt das Volk aus, eilt hinab, es beginnen (das Alterthum tritt in seine Rechte) die Bacchanalien, die zügellose Freude beginnt. Die Kronen der Kirschbäume und der Eschen, die Ranken des Weinstocks werden geplündert und im heidnischen Schmuck grüner Kränze, rothe Federbüsche auf den Hüten,

Ketten von Haselnüssen um den Hals, tummeln die Festgenossen sich zwischen den Zelten, von denen lustige Fahnen wehen. Geschrei, Gesang, Trompetenton und das Pauken des Tamburos, das Klappern der Castagnetten, Gläserklirren, Tellerklappern, Freudenschüsse, das Wiehern der Pferde vereinigt sich zu einem wilden Gebrause und die Tafel- und Tanzfreuden dauern bis zum Kehraus am Pfingstmontag, der die tausende von Napolitanern mit einem Umwege zum Besuche der Madonna dell' Arco am Vesuve, wieder in ihre Stadt zurückführt.

Stille ist's wieder im Bergwald geworden. Die alten Gottheiten regen sich in ihren Höhlen und lauschen — — — waren das nicht die Korybanten, die ihre Kybele lärmend soeben wie einst durch Wald und Gebirg begleiteten?

Dichter und Maler verlieren nichts bei dieser Luxusfahrt zwischen grünen Wein- und Obstgärten, zwischen schwellenden Kornfeldern. Ich führe sie aber nunmehr hinab nach Apulien, dem wasserarmen Durstlande, wo man inmitten der verschmachtenden Felder und Wiesen unter den sengenden Strahlen der mächtigsten Sonne vor Wassermangel dahinstirbt.

Wir schließen uns einer Regenprocession an.

Das Land hier ist eine ungeheure Ebene, nur am fernen Horizonte fluthen einige sanftblaue Höhenzüge in den Süden hinein, aber kein Fluß, kein Bach kommt von ihnen her. Trockenheit und Staub beherrscht die ganze weite Landschaft. Niedrig in gelben Büscheln wächst das Korn, nur Millionen von Mohnblumen bringen etwas Farbe in das todte graue Bild. Ein großes Schweigen herrscht ringsum und lastet auf der Fläche; die ganze unendliche Campagna schweigt, nicht wie im Schlafe, wie gestorben. Hier und da nur eines scheuen Vogels Schrei, das Schrillen eines Finken, der nach Wasser ruft, der heisere Singsang einer vom Winde verwehten Cicade, fernes Pferdegewieher . . . . .

Leise nur und träge steht manchmal der Wind auf, aber die Landstraße ist eine Staubwolke und in dieser schleppt sich ein staubiger Karren daher, auf ihm Weiber von dem fernen Manfredonia am Gargano, dick überstäubt, die Arme in Ergebung gekreuzt. Ein müdes, oft ersticktes Gebetsmurmeln geht aus ihrem trockenen Munde, sie flehen mit geschlossenen Augen: Ave Maria! Sei uns armen Sündern gnädig! Regen! Regen!!

Die Sonne steigt und scheint erbarmungslos vom stahlblauen Himmel herab. Kein Hälmchen hat ihrem Sengen widerstanden. Der argverschabte Distelfalter, der an der Telegraphenstange hängt, hat sich zum Sterben dahingesetzt.

Wie vieles stirbt auf diesen Gebreiten!

Endlich ein frischer Hauch, eine Oase in der Wüste: da ist ein Wäldchen mit etwas Schatten, Kastanien und Pappeln. Unter den Bäumen hin, langsam und immer traurig, schreiten die Weiber zu vier und vier singend nach dem Heiligthum der Madonna del Pero. Die Männer gehen neben ihnen, den Vätern zur Seite die Buben. Die Weiber singen ihr Ave Maria, gratia plena, die Männer das Sancta Maria, Mater Dei. Die Karren folgen. Ueberall der melancholische eintönige Singsang: Sei uns Sündern gnädig!

Ein weißes Gebäude, das Sanctuarium. Ringsum Baracken aufgebaut, Zelte, Holzbuden. Dazwischen verräucherte Kupferkessel, Pfannen, Ziegel, schwarze Blechkrüge mit sonnenwarmem Wein: ein Zigeunerlager. Wagen mit Eselsgespann, hohe zweirädrige Karren, deren Pferde zwischen dem verbrannten Gras in den Staub schnauben, Maulthiere mit hohen Holzpacksätteln, lechzende Köter . . . . .

Kein Ton der Freude, kaum ein lautes Wort, nur hin und wieder klingeln die Schellen der Thiere.

Alles grau in grau. Ebenso ist das Bild vor der kleinen Kirche. Vor dem Portale liegen hunderte von dunkelgekleideten Frauen auf den Knieen und schreien: O Mater dolorasa, ora pro nobis. Einige liegen mit dem Antlitz auf den Stufen der Freitreppe, die Arme weit von sich hingestreckt. Andere haben den Oberkörper weit zurückgeworfen, in der mystischen Haltung der verzückten Betrachtung und stammeln Worte, die Niemand versteht. Mütter weinen dicke Thränen auf die Köpfe ihrer Säuglinge, die den Labe- und Lebequell krampfhaft umklammern.

Vom Vorplatz aus blickt man in's Innere der Kirche. In der Höhe stehen zwei grüne Säulen, zwischen diesen die silberne süßlichlächelnde Madonna, auf dem Haupte drei goldene Kronen, inmitten einer schimmernden Wolke von silbernen Opfergaben und dem bläulichen Dunst der Kerzen und des Weihrauchs. Zwei Treppen, eine zur Rechten, die andere zur Linken, führen da hinauf, und diese Treppen sind gedrängt voll schwitzender Menschen, ebenso die Terrassen vor dem Heiligthum, und die Weiber blicken und neigen sich über die Ballustraden, die Messe drunten in der Kirche zu hören . . . . .

Ein ernstes Bild. Herzen und Hände krampfen sich zusammen. Die Augen blicken in das Land hinaus: da ist nichts als die graue endlose Ebene voll Sonnenschein, voll Schweigens und Grausens.

Regen! Regen!

Die Leute beten . . . . . Wenn sie fertig sind, ziehen sie das Tuch, die Kapuze über den Kopf und gehen heim, schweigend, wie verschlungen von der Staubwolke, die kein Wind mehr bewegt . . . . .

Giuseppe Gigli führt uns zu einer anderen höchst originellen und poetischen Regenprocession auf großgriechenlandischen Boden am jonischen Meer, nach dem in der Terra d'Otranto (Hydrun-

tum) gelegenen Manduria, in dessen Gauen ein großes Stück griechischen Heidenthums begraben liegt.

Zehn Kilometer etwa von Manduria, am Strande des Golfs von Taranto, erhebt sich ein alter Thurm, nach dem Namen eines hier irrenden Flüßchens Bevagna genannt.

Umliegende Ruinen und hier gemachte Funde deuten an, daß vor Zeiten hier eine griechische Colonie errichtet war.

Der Volksmund berichtet und zahlreiche Manuscripte in den Bibliotheken der einst hier sehr zahlreichen Klöster bestätigen die Legende, daß der heilige Petrus, in Begleitung des Sanct Markus, hier landete, als er nach Italien kam. Von Bevagna wanderten die Apostel hinüber nach Felline, einer Stadt, die heute vom Erdboden verschwunden ist, wo sie das Volk zum Christenglauben bekehrten.

Der Landung zu ewigem Gedächtniß wurde am Ufer des blauen jonischen Meeres eine Kirche gebaut, der der Name Petri gegeben ward.

Und nun berichtet die Legende weiter, daß seit dem Tage, da der Apostel mit dem Wasser des Flüßchens Bevagna taufte, dieses zu einem wunderwirkenden Wasser wurde. Dies glaubt das Volk noch heute und bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten segnet der Abt, der dem Sanctuarum vorsteht, Hirten und Herden mit dem Bevagnawasser.

In den Boden eingegraben steht ein kleines Kirchlein, dessen Hauptschatz ein auf Holz gemaltes Bild des Heiligen ist. Dieses Bildes hat sich die Phantasie des Volkes bemächtigt: es sei über das Meer herübergekommen, von Sanct Lucas gemalt, auf geheimnißvolle Weise hier gefunden worden und was man sonst noch erzählt. Gewiß ist, daß es in großer Verehrung steht, noch immer eine Menge gläubiger Seelen tröstet, wie aus der es umringenden Menge von Weihgeschenken zu ersehen.

Eine Hauptkraft aber wohnt ihm vor allem inne: Regen zu gewähren zu Zeiten der sommerlichen Trockenheit und Dürre.

Wenn von dem verbrannten Boden keine Dünste mehr aufsteigen, das Korn auf den Feldern sich welkend zu Boden neigt, das Vieh Tag und Nacht dürstend nach Wasser schreit, dann versammeln sich in Manduria die Bauern, geführt von den wohlhabenden Grundbesitzern, und beschließen das Votum des heiligen Petrus. Der Bürgermeister giebt seine Zustimmung und theilt den Beschluß dem Abte des Heiligthums mit.

Das ist ein großes Ereigniß für das Volk, das nun in Masse sich auf den Weg nach dem Bevagnathurm macht. Die religiösen Brüderschaften schicken ihre Vertretungen dorthin, die kommen mit ihren in allen lebhaften Farben prangenden Bannern. Nur der Abt des Heiligthums allein, assistirt von zahlreichen Priestern, hat das Recht, das Wunderbild von seinem Platze zu heben.

Höchst malerisch ist die Nacht vorher, denn fünf-, sechs-, siebentausend Personen, Männer, Weiber und Kinder, verbringen sie mitten im Buschwalde unter leicht errichteten Zelten, oft ganz unter freiem Himmel, und tausende von Lichtern sieht man durch das Dunkel flirren und irren.

Am anderen Morgen, noch ehe die Sonne aus dem Griechenmeere aufsteht, ordnet sich die Procession zu vier und vier, und fängt langsam an sich zu bewegen. Voran die Männer, hinter diesen die Buben und Mädchen, dann die Weiber, darauf die Kirchenfahnen, der Abt, in einem festen Glasschrein das Bild, von kräftigen Burschen auf den Schultern getragen.

In immer gleichen Intervallen stößt der an der Spitze des Zuges marschirende Trompeter in sein Instrument: drei langgezogene melancholische Töne ....

Der Zug, ein Kilometer lang und länger, windet sich durch

Wald und Gebüsch, durch Felder und Brachen wie eine große Riesenschlange, wie der Heerwurm.

Da die Procession die Bedeutung einer Bußprocession hat, so tragen viele der Männer große Steinblöcke auf den nackten Schultern, andere sehr schwere Kreuze, wieder andere scharfe Dornenkronen auf den Köpfen, daß ihnen das Blut über die Wangen tropft, Frauen wandern in Büßerhemden, Geißelungen finden statt: jeder möchte auf seine Weise dem Heiligen zeigen, wie sich das Volk kasteiet, um den nothwendigen Regen von ihm, der des Himmels Schlüssel hat, zu erlangen. Fast alle aber tragen einen großen Ast vom Wacholderbaume oder vom Lentiscus, der zur Erinnerung an den Tag im Hause aufbewahrt wird.

Auf dem ganzen Wege werden im Klageton die Litaneien und Gebete abgesungen, die Stimmen der Frauen abwechselnd mit denen der Männer. Der Text einer solchen Cantilene, die melodienlos mit tiefer Stimme gesungen wird, lautet:

Santu Pietru binidittu
C' a lu disertu stai,
Tantu beni ti ozzi Cristu
Co ti tanoi li chiai,
Tanni a nui lu Paradisu
Tu ca n'hai la potistai. *)

Vom Sanctuarium, deserto, d. h. Wüste oder Einöde, vom Volke genannt, bis zu den Thoren der Stadt braucht der Zug fünf oder sechs Stunden.

Die originellste Seite des ganzen Vorgangs ist, daß für die Rückkehr des Bildes Garantie geleistet werden muß.

*) Dies ist mandurianischer Dialekt, die Strophe lautet: Heiliger Petrus du, gesegnet — der du in der Wüste wohnst — so sehr liebte dich einst Christus — daß er dir die Schlüssel gab — gieb uns nun das Paradies — denn du hast die Macht dazu.

Kaum hat sich die Procession den Mauern Madurias genähert, so muß der Bürgermeister mit den Stadträthen, den Civil- und Militärbehörden, den Canonikern und dem ganzen Capitel und alle Leute, die zu Hause geblieben waren, dem Bilde des Apostels entgegengehen. Sie treffen es auf einem Plane, nach einem nahe dabei liegenden Kirchlein La Pietà genannt.

Die Träger des Bildes und der Abt treten durch das spalierbildende Volk zu einem mit allen Schreibutensilien versehenen Tische, feierliche Begrüßungen heben an, das Bild wird dem Bürgermeister übergeben und der Stadtschreiber nimmt das Protokoll darüber auf.

Der Text eines solchen, deren das Archiv unzählige birgt, lautet:

Municipium von Manduria.

Im Jahre 1895, am Tage des 3. Maien, zu Manduria, an dem Orte genannt La Pietà: wir, X X, Bürgermeister der Gemeinde Manduria, unter Beisitz des Stadtschreibers N. N.

Da, auf Veranlassung des wegen Regenmangels von dieser Bürgerschaft angeregten Wunsches und in Folge Ansuchens beim Rector des Sanctuariums Sanct Peter in Bevagna, das wunderthätige in ebengenanntem Sanctuarium verehrte Bild des heiligen Petrus auf acht Tage in dieser Collegiatkirche zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden soll, versprechen wir ausdrücklich, erwähntes Bild dem genannten Sanctuarium am 11. dieses laufenden Monats Mai in demselben feierlichen Aufzuge, mit dem es erhoben wurde, wieder zuzustellen.

Darüber ist vorliegendes Protokoll aufgenommen, das, nach öffentlicher Verlesung von uns und vom Stadtschreiber unterschrieben und demnach dem Ehrw. Rector des mehrgenannten Sanctuariums übergeben worden ist, von dem es,

nach erfolgter Rückgabe gedachten heiligen Bildes unserseits, in meine Hände zu restituiren ist.

Folgen die Unterschriften des Bürgermeisters und des Stadtschreibers.

Am Schlusse dieses unerläßlichen Actes wird das Bild unter dem Klange der Glocken aller Kirchen, inmitten des gläubigen Volkes nach der Kathedrale getragen, wo es allgemeine Verehrung erfährt.

Nach Verlauf der festgesetzten Zeit, in der öffentliche Gebete und Bußumgänge abgehalten werden, wandert das Bild in gleicher Procession wieder in sein stilles Wüsten-Kirchlein nach Bevagna zurück.

Ist in dieser Zeit der erflehte Regen eingetreten, hat der Heilige sein Wunder gewirkt und mit seinen Schlüsseln die Schleußen des Himmels erschlossen, so treten Festtage ein, und die Rückkehr des Bildes vollzieht sich, als ein Beweis der Dankbarkeit, in heiterster Weise: Musikchöre begleiten dann den Apostel in seine Einsiedelei zurück.

Bleibt der Regen aus, stirbt die Ernte dahin und jede Hoffnung, so weinen und klagen die Bauern und zeihen sich größerer Sünden, als ihnen der Apostel vergeben wollte. An ein Nachlassen der Wunderkraft glaubt natürlich Niemand.



Volksheilmittel

aus der Hexenküche.

Mephistopheles stellt der Hexe Faust vor und spricht:

> Hier ist ein guter Freund, dem es gedeihen soll,
> Ich gönn' ihm gern das Beste deiner Küche.
> Zieh' deinen Kreis, sprich deine Sprüche
> Und gieb ihm eine Tasse voll . . . .

Und Albertus Magnus Ratisbonensis, der große deutsche Gelehrte des 13. Jahrhunderts, schreibt in seinem Werke De virtutibus herbarum: Ist ein Kraut, von den Chaldäern genannt Aquilaris, weilen es um die Zeit wächst, da die Adler ihre Nester bauen: bei den Griechen nennt sich's Valis, bei den Lateinern Chelidonia (Scheelkraut),*) diß Kraut wächst um die Zeit, wann die Schwalben, da auch die Adler ihre Nester machen. Wenn einer diß Kraut mit einem Maulwurf-Hertz bei sich hat, so wird er allen Feinden überlegen sein, allen Handel und allen Zank richten und schlichten. Und wann man gemeldetes Kraut auf eines Kranken Haupt legt, wird er stracks mit heller Stimme singen wenn er sterben soll: wo nicht, so wird er weinen.

*) Bei den Alchemisten hieß die Pflanze coeli donum, Himmelsgabe, denn ihr orangegelber Saft sollte die vier Elemente und den Stein der Weisen enthalten.

Wenn das ganz unbefangen dieser Albert der Große schreiben konnte, so wollen wir uns füglich nicht verwundern, wenn des armen analphabetischen Volkes der Einöden Heilmittel gegen Wunden und allerhand Gebrechen des Leibes und der Seele in dem üppigwuchernden Kräutergarten des Aberglaubens wachsen, in Hexenküchen gekocht werden. Und das braune barfüßige, gänzlich unwissende calabresische Mädchen, wenn es, wie wir bereits auf Seite 19 gelesen, eine Eidechse fängt, sie in Wein ersäuft, an der Sonne trocknet, zu Pulver verstößt und den Geliebten, ihn zur Liebe zu zwingen, mit diesem Pulver bestäubt, wäre es nicht würdig, Frau Dr. Albert Magnus zu werden, zum wenigsten dessen Assistentin?

Wissen diese einfachen Menschen, von denen die Goethe'sche Hexe singt, nicht mehr als die Wissenschaft, soweit sie zum Wohle der Menschheit angewendet wird?

Die hohe Kraft der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Was dem Volke die Wissenschaft bot, es war ihm zu wenig, mag ihr vieles auch gelungen sein:

Das Höchste doch gelang ihr nie,
Noch ward kein Mittel aufgefunden,
Das alle Menschen glücklich macht,
Die Krankheit ward nicht überwunden,
Der Tod nicht um sein Reich gebracht.

Auch ist die Wissenschaft, und was sie bietet, zu theuer, auch nicht überall und zu jeder Zeit ist sie zu haben, so suchte und sucht sich eben ein jeder nach seiner Façon zu helfen.

So lebt der medicinische Aberglaube, dieser uralte Curpfuscher noch immer, und steht in größerem Ansehen als der

vornehmste Doctor und Professor der Medicin. Seine Apotheke hat ihresgleichen nicht an Reichthum der Heilmittel. Der Vater vererbt sie auf den Sohn, durch Jahrhunderte sind sie auf uns gekommen, vom Fortschritt der modernen Zeit unberührt.

Der alte Cato rieth dem Bauern, der sich verwundet, ein Schilfrohr zu spalten, dem verwundeten Theil zu nähern und dazu ein Sprüchlein im lateinischen Dialect herzusagen:

Huat, hanat, huat,
Ista pista sista,
Damiabo damnaustra —

das Rubini in seiner Istoria della Poesia anführt und im Lateinischen wiedergiebt als:

Coeat, canna, coeat
Istam pestem siste,
Da mea dona, damna subtrahe.

Zu verwundern ist nun, wie eine auf Sicilien gegen Würmer gebrauchte Beschwörungsformel (Vigo, Canti pop. sic.) mit den im Italienischen nicht zu deutenden Worten anhebt: Luti, cannaruti, daß man ferner in einigen Orten der Abruzzen, die Warzen zu vertreiben, diese zählt, eine dieser Zahl entsprechende Menge Einschnitte in ein Schilfrohr macht, das man dann zum Faulen an einen feuchten Ort bringt. Ist es verfault, sind auch die Warzen dahin.

Varro, dieser hochgelehrte alte Herr, räth dem Manne, der einen bösen Fuß hat, den Boden zu stampfen, auszuspucken und siebenundzwanzigmal, mit nüchternem Magen, ein gewisses Zaubersprüchlein zu sagen. Das Zaubersprüchlein, das jetzt dabei angewendet wird, lautet:

Oel von Jesu Christ
Lösch den Schmerz zur Frist!
Oel aus der Lucerne
Jeden Schmerz entferne!

Denn Lampenöl, besonders aus der Lampe, die vor den Heiligenfiguren auf der Kommode brennt, auf einen Lappen gegossen, und Ruß vom Boden eines Kessels daraufgeschabt, ist die Heilsalbe.

Ammianus Marcellus, der um 300 n. Chr. schrieb, erzählt von einem Jüngling, der gefoltert und zum Tode verurtheilt wurde, weil man gesehen hatte, wie er im öffentlichen Bade wechselweis die Finger beider Hände bald dem Marmor, bald seiner Brust genähert unter Herzählung von sieben Vocalen in der Meinung, dergestalt sein Magenleiden los zu werden. Später wurde der Aberglaube geadelt, war hoffähig und führte den Namen Philosophie und Medicin, und gegen Magenleiden verordnete der angesehene Galen den Stein Jaspis, wie er an die Wirksamkeit von Besprechungen glaubte und die Astrologie auf die Gesundheitspflege anwendete.

Den Steinen wohnte von je eine besondere Kraft inne,*) das Volk der Araber schätzt noch heute den Rubin als Protector gegen die Furcht, gegen Blitz und Pest, den Smaragd gegen böse Geister, gegen den Biß der Viper, während der Amethyst die Gichtschmerzen bindet, der Türkis den Todeskampf erleichtert. In der italienischen Prov. Lecce hängen kreißende Frauen, die Wehen zu lindern, einen gewissen Stein über ihrem Bett auf, pietra prena (pregno, schwanger) genannt, und will bei einem Kranken kein Mittel mehr verschlagen, so muß eine seiner Verwandten zwei Steine von der Schwelle des Hauses einer verrufenen Dirne herbeischaffen, die dann dem Kranken auf die

*) Interessant ist das von Albertus Magnus erwähnte wohl älteste Anästheticum, das der Stein „Memphites" darstellt. Dieser Stein ist von solcher Tugend, daß er, wenn gestoßen und in Wasser zerrührt und einem zu trinken gegeben wird, der etwa soll gebrannt werden oder andere Schmerzen leiden soll, vollständige Unempfindlichkeit bei dem Patienten erzeugt. Kennt denn Niemand mehr den Stein Memphites?

Brust gelegt werden. Diese gewiß eigenartige Handlung soll an die unmoralischen Priesterinnen von Tyrus und Sidon erinnern.

Die Frauen kamen zu jeder Zeit dem medicinischen Aberglauben mit offenen Armen entgegen, öffneten ihm gern auch ihre Börsen, so gab es auch hierin eine Mode. Im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit hatte man die verrufenen Weiber zweideutigen Gewerbes, die allerhand schmutzige Medicamente zu bereiten wußten. Später gab es gesalbte wohlgekleidete Wunderthäter, die, weil sie angeblich einige Jahre in den ägyptischen Catakomben zugebracht, sogar im Geruche einer heidnischen Heiligkeit standen, und darum die Weiber erst recht zu führen wußten. Später dufteten sie auch nach christlichem Weihrauch und man nannte sie Thaumaturgen. Heute versehen das Amt jene schon genannten Fattocchiare.

Das sind des Volkes Hexen und weise Frauen. Sie halten sich durch den Glauben des armen Volkes, daß schwere Krankheiten nicht von Gott geschickt werden, sondern Hexenwerk, fatture, Werke der Dämonen sind, die nur durch Hexen Similia similibus, Beelzebub gegen Beelzebub, bekämpft werden können. Dieser Glaube aber ist beileibe nicht bloß dem italienischen Volke eigen, alle civilisirten Völker, gleich denen von Innerafrika stehen unter seinem Zwange.

So ist für das gemeine Volk ein armer Verrückter ein von einem Dämon Besessener. Dieser Dämon kann nicht getödtet werden, man kann ihn durch Bitten und Beschwörungen höchstens veranlassen, anderswo Gastfreundschaft zu suchen.

Der entsetzlichste Barbarismus kommt bei solchen Scenen zum Vorschein.

Ein unter dem Pseudonym Mommino schreibender Palermitaner, der sich seit langem eingehend mit Demopsychologie beschäftigt, berichtete im Corriere di Napoli über solch einen Vor-

gang aus Trapani, dem alten, Carthagern und Römern einst so wichtigen Trepanon.

Bei Trapani steht eine dem San Vito geweihete Kirche, in welche alle Nervenleidende, besonders die sogenannten Spirdati (spiritato, besessen) zur Heilung geführt werden. Es war am Tage des heiligen Kirchenpatrons, da brachte man so ein armes junges Ding, das den Teufel im Leibe haben sollte. Ihr Geist lag so darnieder, daß sie nicht zu bewegen war, die Lippen zum Gebet zu öffnen. Die Eltern wollten, daß sie niederkniee, die Unglückliche hörte nicht und blieb aufrecht stehen. Da hob ihr ein Bauer, vielleicht der Bruder, das Kinn in die Höhe, stieß ihr den Stiel eines Blechlöffels als Hebel in den Mund und bewirkte, daß die Kranke ihn öffnete, während die Verwandten die Beschwörungslitanei anstimmten:

Dämon, Dämon voller Noth.
Dämon, Dämon dunkelroth,
Dämon ist dir nicht bewußt,
Daß du diese arme
Creatur verlassen mußt?

Die Geisteskranke leistete Widerstand, der Mund ward ihr jedoch genügend aufgehebelt, bis ihr blutiger Schaum auf den Lippen stand. Dann verfiel sie in Krämpfe. Der Bruder kniееte neben die am Boden Liegende, näherte seinen Mund dem ihrigen und schrie dem Dämon die schrecklichsten Beleidigungen entgegen, ihn zum Ausfahren zu zwingen, währenddem recitirten die Umstehenden den anderen Vers:

Dämon, sollst sie nun verlassen,
Geh du Unthier deine Straßen,
Dämon, Dämon, laß sie sein,
Das Geschöpf da, das ist mein.
Bei den drei Stimmen, die jeder kennt,
Flieg zum Nußbaum von Benevent! (s. pag. 23.)

Inzwischen faßte ein Mädchen, augenscheinlich die Verlobte des Beschwörers, diesen um den Leib und zog ihn zurück. Sie fürchtete, der böse Geist möchte aus Rache gegen seinen Bedränger diesem beim Verlassen des weiblichen Körpers in den Mund fahren. Ein Priester, der diesen wahrhaft heidnischen Praktiken beiwohnte, hätte diese gern verhindern wollen, würde aber dadurch den traurigen Ruf erlangt haben, im Einverständniß mit dem Dämon zu sein. Wer es wagen wollte, gegen diesen Aberglauben zu predigen, würde allen Credit einbüßen. Hier ist Ueberzeugung, unerschütterliche Ueberzeugung, jedes Wort dagegen ist in den Wind geredet, auch die Axt des heiligen Bonifacius würde nichts ausrichten, wie auch die Strafe der Excommunication die sicilianischen (und calabresischen) Bauern nicht abbringt von dem Glauben, daß dieser tolle Exorzismus das einzige Mittel sei, die Besessenen zu heilen.

Als Schutzmittel, Präservative, gegen Krankheiten werden im ganzen Süden nur Amulete benutzt. Da giebt es hunderte von allen Arten, und 7000, eine Sammlung von siebentausend italienischen, hatte ein Herr Bellucci für die Pariser Ausstellung von 1889 zusammengebracht. Das mag ihm schwer genug geworden sein, denn die Besitzer, Weiber, Hirten, Winzer, Bauern, Schiffer, trennen sich nur äußerst schwer von ihrem Schatze. Leichter zu erwerben sind die gewöhnlichen Schutzmittel: zerbrochene Hufeisen, auf der Landstraße gefunden, Salzkrystalle, Hörnchen aus Knochen, Koralle, Elfenbein, Spindelwirbel, rothe Bändchen gegen den bösen Blick, schwer aber wird es gelingen, einen Campagnolen zu überreden, sein Säckchen herzugeben mit dem Kopfe einer Viper, gestorben eines natürlichen Todes an einem Freitage, der vortreffliche Dienste leistet bei Halsentzündungen. Unbezahlbar sind ferner Haifischzähne, Wolfshaare, Stücke von Aërolithen, Kalksplitter durch den Blitz von den Mauern geschlagen, Steine, die eine mit Wunderkraft aus-

gerüstete Hand berührte, Kerzen, die zuletzt das erdfahle Gesicht einer in ihren Sünden dahingefahrenen Hexe beleuchtet u. a.

Ein Jaspis, der, in der Tasche getragen, die Monatsflüsse der Frauen regelte, war in einer Bauernfamilie in Paceco, sicilianische Provinz Trapani, durch fünf, sechs Generationen testamentarisch vererbt worden, und die Weiber der Verwandtschaft liehen sich ihn aus in Fällen, wo sie seiner bedurften.

Giuseppe Pitré, der berühmte und unermüdliche Forscher auf dem Gebiete der Volksseele, konnte, wie Mommino weiter berichtet, nur wenige Amulete käuflich erwerben: einen Wildschweinszahn, Fischchen aus Perlmutter, Dornen von Agaven, Krebsscheeren und Korallenhörnchen. Mommino selbst machte einen vergeblichen Versuch, einem Hirten eine unbedeutende Broncemünze abzukaufen, die dieser in ein schmutziges Säckchen eingenäht trug. Dieser Talisman half dem armen Teufel unfehlbar, wenn er vom Fieber gepackt wurde. Er hatte ihn von einem Mönch gekauft, dem die Beschwörungsformeln gegen die Malaria bekannt waren, er hatte sie, eine nach der andern, der Münze eingehaucht und sie in diese mit starkem Kreuzband festgebunden.

Unmöglich wäre es ferner, von einem Weibe aus dem Volke die Nadel zu erhalten, mit der sie eigenhändig das Fleisch eines noch warmen Leichnams durchstochen. Mit dieser Nadel kann man jeder Gefahr ruhig entgegengehen.

Nun zu den einzelnen Krankheiten, die sich trotz der so kostbaren Amulete nicht haben abhalten lassen von der Heimsuchung dieses oder jenes Leibes. Gott ist zwar auch ein Helfer, wer aber weiß, wie er gerade gelaunt ist, und — besser ist besser, ein bischen Hexerei und Hocuspocus wird nicht schaden.

Besonders nicht, wo es sich um das nicht schwer zu nehmende aber am schwersten zu ertragende Uebel der Zahnschmerzen handelt, wo oft die besten Aerzte nichts vermögen. In Deutsch-

land ruft man die weise Frau, die Besprecherin, die steckt dem Kranken den Finger in den hohlen Zahn, und spricht:

Ich grüße dich, du neues Licht
Durch den Zahn und durch die Gicht
In Gottes Namen, Amen.

Das neue Licht ist das erste Mondviertel, denn nur unter diesem wirkt der Spruch, bei Vollmond darf der Mensch keine Zahnschmerzen haben. Die italienische Hexe hat den Mond zu jeder Zeit in der Gewalt; sie kommt, läßt den Kranken die Augen schließen, legt ihm die Hände auf den Kopf und singt im Kirchenton:

Der heilige Leonhard ging über's Meer,
Kam just die Jungfrau Maria daher:
Du weinst St. Leonhard, sag, was dir fehlt.
Ich weine, weil mich der Zahnschmerz quält.
Ist es der Zahn, so soll er sterben,
Ist es der Wurm, er soll verderben.
Bitten wir Gott und die Jungfrau Marien,
Und dieser Zahnschmerz wird schleunig entfliehn.

Dazu dreimal das Zeichen des Kreuzes, und die Zahnschmerzen sind gestillt. Niemals aber wird welche bekommen, wer zur Kirche des heiligen Domenicus von Cucullo wallfahrtet und dort mit den Zähnen den Strang der Glocken zieht. Es giebt noch eine ganze Menge Mittel, die jedoch nicht hoch in Achtung stehen, man hält z. B. eine Plumbago,*) Bleiwurzpflanze, einige Zeit in der Hand, man steckt in den hohlen Zahn ein Pfefferkorn, eine Gewürznelke, ein Stück Salz, ein Stück Tabak, auch die Wurzel des Schöllkrauts stillt den Schmerz, lockert

*) Die frische Wurzel, in den Apotheken als Zahnwurzel bekannt (Radix dentaria) wurde in Deutschland als äußerliches Mittel gegen Zahnschmerzen gebraucht.

aber die Zähne wie das Harz des Oelbaums. Auch die Ausspülungen mit heißem Wein, mit Abkochung von Eichenrinde, mit scharfem Essig, der durch drei glühend gemachte Kieselsteine erhitzt worden, sind gut, aber die Besprechung ist besser.

Ein schlimmerer Gast ist die Rose, Erysipelas. Sie sucht als böser Geist die verschiedenen Körpertheile heim und würde durch Medicin aus der Apotheke nur noch grimmiger gemacht werden. Diesem Gaste muß man schmeicheln, ohne seinen Namen zu nennen, ihn höflich bittend überlisten, das Haus zu verlassen. Die Aerztin nimmt das an ihrem Rosenkranz hängende Kreuz und berührt damit die kranken Stellen des Patienten unter dem Spruche: Ich zeichne dich mit dem Namen Jesu. Ich bitte dich im Namen der allerheiligsten Maria zurückzugehen. Diese Anrede ist an die Rose gerichtet.

Sie wird ferner geheilt, indem man Federn von einer schwarzen Henne mit einem Olivenzweiglein zusammen in Oel taucht und den Kranken damit bestreicht unter Hersagen des alten kräftigen Zauberspruches:

Da Jesus Christ einst zog durch's Land,
Er die Ros am Wege fand.
Sag mir Rose wo gehst du hin? —
Menschen plagen hab' ich im Sinn,
Daß sie wie die Hunde bellen. —
St. Peter thu ihr den Kopf zerschellen . .
Lieber Meister, laß mich leben,
Will dir ein gut Mittel geben:
Binde die Zweig vom Oelbaumstamm
Mit Federn der schwarzen Henne zusamm'
So schwindet die Rose und ihre Flamm'.

Der Humor der Sache, daß die Rose dem allmächtigen Meister ein Mittel zu ihrer Vernichtung giebt, damit er sie

leben lasse, kommt dem Volke natürlich nicht zum Bewußtsein. Unmöglich war mir's, nebenbei erzählt, Leuten aus dem Volke Neapels darzulegen, daß es ein Scelett des Jesuskindleins, wie dies in irgend einer Kirche gezeigt wird, nicht geben könne, denn Jesus sei als Mann am Kreuze gestorben. Antwort: Va bene, si, ma lui era pure una volta bambino!

Die schwarze Henne muß manchmal etwas mehr als Federn lassen und zwar bei Gelegenheit von heftigen Kopfschmerzen. Eine schwarze Henne wird ja, wenn man sie nicht selbst besitzt, in jedem Orte bei den Verwandten und getreuen Nachbarn aufgetrieben, eine Scheere findet sich auch, damit schneidet man der Helferin in der Noth den scharlachrothen Kamm ab und bestreicht mit dem frischblutenden Stirn und Schläfe des Leidenden. Der Kamm eines schwarzen Hahns soll gleiche Dienste thun, wer's aber nobel giebt, spaltet zwei schwarze Hähnchen bei lebendigem Leibe mitten durch, d. h. öffnet sie wie eine Auster, applicirt den einen auf den Kopf, den andern auf die beiden Fußsohlen, repitirt dazu das Verslein:

Sante Cosme e Damiane,
I' te segne e Die te sane.

(Bei S. Cosmus und Damianus, ich zeichne dich und Gott heilt dich) und macht dreimal das Zeichen des Kreuzes. Zuletzt reißt man scheinbar die Krankheit aus dem Kopfe und wirft sie auf den Boden, auch das zu dreien Malen.

Beim Sonnenstich, chiodo solare genannt, lautet der Spruch:

Sonnige Sonne,
Gestirnte Sterne,
Heil'ger Silvester,
Arzt du der Köpfe,
Erst warst du Bischof,
Jetzt bist du Papst,

Mit Gottes Namen
Und Mutter Mariens
Der Schmerz wird vergehen.

Wobei zu bemerken, daß, da es drei Päpste dieses Namens gab, hier Silvester I., dem der Silvesterabend geweiht ist, gemeint wird.

Außer diesen Ovationen helfen auch gewisse Pflaster. Das beste wird bereitet aus gestoßenem Immergrün, das allerbeste aber aus gestoßenen Wegschnecken (Arion). Diese, auf Werg gestrichen, müssen am Morgen, dreiviertel Stunde vor Sonnenaufgang und dreiviertel Stunde vor Sonnenuntergang aufgelegt werden. Der Erfolg bleibt nicht aus.

Die Gelbsucht, Icterus, ist ein Luftgeist, der uns anfliegt aus dem Duft der Bohnenblüthe. Ihn darf man ungestraft bei seinem Namen nennen, wenn man nur dabei mit der Zunge schnalzt in der Weise, wie man die Hunde lockt.

Bauchschmerzen Erwachsener werden geheilt, wenn man ein Brot unter einen Feigenbaum wirft und die Hunde einlädt, es zu fressen:

Veni u cani
E si mancia lu pani.

Bei Kindern auf Sicilien stillt man sie, wenn man ihnen in die — Oeffnung einige mit Tabaksaft getränkte Petersilienblätter steckt und zu dieser Operation singt:

Petersilchen, Petersilchen,
Lös die Milch dem lieben Kindchen.
Petersilchen, Petersilchen,
Heil es schnell und lauf zum Aetna.

Dabei müssen die Frauen ringsum dreimal ausspucken.

Das Bauchgrimmen kann aber auch von Würmern kommen und da heißt es: Du sollst mich hören stärker beschwören! Zu

begegnen dem Thiere, giebt es gegen hundert Sprüche und Reime und jede weise Frau glaubt in Besitz des einzig wirksamen zu sein. Hier ist einer:

Wohin gehst du, schlimmer Wurm,
Daß mein Kind mir nimmer sterbe?
Kanntest du denn mein Gebet nicht,
Daß dein Kind dir nimmer sterbe?
Schneide drei, schneide fünf,
Schneide sieben, schneide neun,
Schneid' den Wurm im Herzen drinnen.
Heilige Dreifaltigkeit,
Nimm die Krankheit von dem Kinde,
Daß es wieder Kräfte finde.

Die Melodie des italienischen Beschwörungsverses ist trotz der arg dialectischen Färbung (Abruzzen) stark in die Ohren fallend und erinnert an die Auszählungsreime unserer Kinder:

Sante Nicole de Bare,
Piscatore de gliù mare,
Cumbissore de Giesù Criste:
Cumbissisti che lle tre surelle,
Santa Nora,
Santa Fiora,
Santa Teodora,
Scàmbeme sctu fiju d' ogni dulore.

Heiliger Nikol von Bari — Fischer du des Meeres — Beichtiger Jesu Christi — hörtest die Beichte von jenen drei Schwestern: Sancta Nuora, Sancta Flora, Sancta Theodora — befreie den Sohn mir von jedem Schmerz.

Nach Anhören dieses Spruches fallen die Würmer alle zu Boden, was durch das appetitliche Bild von fallenden Birnen ausgedrückt wird:

Fallen einer nach dem andern,
Wie die Birnen, wenn sie reifen,
Fallen vier und vier auf's Mal,
Wie die Birnen, wenn sie faulen.

Andere Bauchschmerzen kann man den Kindern ersparen, wenn man die Wiege nie leer schaukelt. Von gesunden Säuglingen nimmt man den Harn gegen entzündete Augen, bei schweren Geburten, im Fieber, während der der Kühe gegen Kahlköpfigkeit angewendet wird. König Ferdinand der Bourbone ließ den Harn eines als Thaumaturg angesehenen gemeinen Mönches öffentlich vom Balcon seines napolitanischen Schlosses unter das drunten harrende Volk spritzen und bediente sich selbst dieses heiligen Wassers!

Milzstechen vertreibt man durch ein Blatt der indischen Feige, Opuntiencactus, in das man drei Schnitte macht mit den Worten: Vertrockne Milz, worauf man das Blatt zum Vertrocknen an ein Rohrspalier hängt. Ein Fleischgewächs, vom Volke polipo genannt, am Auge wird beseitigt, wenn man drei Tage hintereinander Polypen (Octopus vulgaris) ißt. Auch Kellerasseln, Schweinchen des heiligen Antonius genannt, sind ausgezeichnet. Man zerstößt sie in Mörsern, mischt sie mit nüchternem Speichel und vertreibt so die Schuppen auf der Haut. In Oel gekocht und von dem Schaum ein wenig in's Ohr gethan, heilen sie die Harthörigkeit, auf die Fußsohlen gebunden, Stiefelwunden, in Wasser gesotten, purgiren sie Säuglinge.

Das Blut der Eidechse hilft gegen Engbrüstigkeit, doch muß man das Thierchen am ersten Tage des Neumondes fangen. Will die Frau eine kranke Brust curiren, so trinkt sie von dem Wasser, von dem vorher eine Katze getrunken, sie würde nicht erkrankt sein, wenn sie beizeiten drei Schlucke des Wassers genommen, in welchem man die Brothefe gelöst. Feigenmilch

und Ohrenschmalz hilft gegen Warzen, und, trotz der Wasmuthschen Hühneraugenringe in der Uhr, gegen Hühneraugen, doch kann man diese auch zählen, soviel man alsdann deren hat, soviel Maiskörner nimmt man, wirft sie in den Abort, und wenn sie sich auflösen, schwinden auch die Calli dahin.

Das Muttermal des Kindes vertreibt die Mutter, indem sie an der Thür einen Jüngling abpaßt, der zufällig mit einer Rose vorüberkommt, sich dann die Rose schenken läßt, diese in Wein kocht und das Mal damit abwäscht.

Der endlosen Schaar aller Frauen-, Männer- und Kinderkrankheiten kann nicht Erwähnung gethan werden, zahlreicher fast aber als die natürlichen Doctorenkrankheiten sind die zufälligen Verletzungen, wie Verbrennung, Verrenkungen, Brüche, Bisse und Stiche von Thieren und — wir sind in dem mit dem Messer sehr gewandten und stets bereiten Unteritalien — die Verwundungen und Wunden. Ein breites Capitel hat Antonio de Nino in seinen Usi e Costumi abruzzesi ihnen eingeräumt.

Hauptheilmittel ist wie schon im Alterthum (der Samariter goß dem von den Räubern übel zugerichteten Manne am Wege Oel und Wein in die Wunden) Wein mit Oel zusammengeschlagen, bis eine dickliche Salbe daraus wird. Der Blutzauber aber liegt in den Worten:

> Blut, bleibe stehn,
> Sollst nicht weiter gehn.
> Dir Sanct Cosmos woll'n wir's danken,
> Daß du heilest diesen Kranken.
> Halte still, o Blut,
> Wie der Herr am Kreuze thut.
> Blut, halte aus
> Wie der Herr in Leid und Graus.

An Stelle dieser Salbe werden auch Eichenblätter und Blätter des Brombeerstrauches auf die Wunden gelegt, oder Charpie

mit Schweinefett getränkt, oder mit Fischöl, oder mit Saft des Löwenzahns, auch ein aus Mehl und Honig gefertigter Teig ist gut, ebenso frische Veilchenblätter. Auf kleinere Wunden legt man das feine seidenartige Häutchen, das sich im Innern der trockenen Schilfstengel findet, doch streut man auch nur Schnupftabak darauf oder Straßenstaub oder das Pulver trockener Boviste.

Kesselruß ist auch vorzüglich. Ekelhaft wird die Sache mit dem Schmand, den man aus dem verschwitzten Innern des Hutleders kratzt, mit dem Wollabschabsel der Außenseite eines Hutes. Was sagt die Antisepsis zu diesen Schweinereien?

Wie reinlich ist dagegen das Mittel des alten erfahrenen Mannes, der da weiß, daß die Waffe, die die Wunden schlug, sie auch heilen kann. Können wir uns jene verschaffen, so bestreichen wir lind und langsam die Wunde damit und sprechen:

Ferre, che da Menafre meniste,
A Montecalvario passiste,
Dalli fochi fusti mosse
E nche l' acque fuste temprate:
Sane la frite che scì tagliate.

Eisen, das von Venafro du kamst,
Den Weg über'n Calvario nahmst,
Durch die Feuer mußtest du fließen,
Durch das Wasser die Stählung tragen.
Heil jetzt die Wunde, die du geschlagen.

Wird der Kranke, der Verwundete mit dem Leben davonkommen? Ist Hoffnung vorhanden? Man macht Prognostica. Ein ganz wunderbares Prognosticon sind die Dodici parole della verità (De Nino, Usi e costumi). Hier sind sie:

Eins ist die Sonne und der Mond,
Zwei sind die heiligen Tafeln Moses,

Ein einz'ger Gott regiert die Welt,
Loben wir ihn, der im Himmel wohnt.
Drei sind die drei Patriarchen nur:
Hieronymus, Jacob und Isaak.

(NB. Hier muß man wieder bei zwei beginnen!)

Vier sind der Evangelisten dann,
Die vor Christo die Messe sangen.

(Auch hier, und allemal, wenn eine neue Zahl darankommt, muß wieder von zwei angefangen werden!)

Fünf sind der Wunden an Jesu Leib,
Sechs sind der Kerzen zu Füßen ihm,
Sieben waren es, sieben der Hähne,
Die da krähten in Galiläa,
Acht sind die Seelen der Gerechten,
Die aus der Arche Noah gingen,
Neun sind es, neun der Engelschöre,
Zehn ist der Zehnten der heiligen Kirche,
Elf ist die Zahl der elf Apostel,
Zwölf ist seiner Jünger Zahl,
Dreizehn darf man nimmer zählen —
Dämon, heb' dich fort von hier!

Das Schicksal des Kranken hängt an einem Fädchen, verspricht sich der Beschwörer nur einmal, so muß jener sterben.

Ein andres Prognosticon! Ein naher Verwandter des Kranken geht nach einem stehenden Wasser, Sumpf, Teich, Landgraben, streift Hosen und Hemdärmel auf und krebst in dem Schlamme herum, bis er drei Frösche gefangen. Diese drei Frösche werden dem Sterbenden auf den Kopf gesetzt und mit einem Tuche bedeckt. Dieses Tuch wird zeitweilig gelüftet, um nachzusehen . . . . . wenn die Frösche nicht sterben, kommt auch der Kranke noch einmal davon, sterben sie — buona notte! dann heißt's den Sarg bestellen.

Ach was stirbt nicht alles in diesen Einöden dahin, dem die Vernunft das Leben hätte erhalten können!

Die Vernunft?

Mich jammert des Volkes, spricht der sanfte Jesus, und gewiß nicht deshalb, daß es so gar unwissend, sondern weil es so gar verlassen ist. In der Unmöglichkeit der Armuth, seinen leidenden Lieben einen Trost, eine Hoffnung zu bringen, greift es zu Mitteln, über die wir lachen möchten, wenn uns nicht Rührung erfaßte über soviel Elend, unter dem besonders Unteritalien mit seinen schönen Inseln so unsäglich zu leiden hat.

Zweites Intermezzo.

Blutsegen.

Hundert Regierungswechsel haben Stadt und Volk von Neapel im Laufe der Jahrhunderte mit angesehen. Kaiser, Könige, Herzoge, Vicekönige und Gouverneure kamen und gingen, tödtend, getödtet, verbannend, verbannt; Griechen, Römer, Normannen, Sarazenen, Deutsche, Franzosen und Spanier: alle Nationalitäten zogen in bunten, hastigen Processionen heran und weiter — keine konnte auf dem vulkanisch-rebellischen Boden sich behaupten, und ihre Herrscher vergingen wie Kraut und wie das Gras auf dem Felde.

Einer nur dauerte aus und ist geblieben allen Umwälzungen zum Trotz: vor ihm beugten vor Jahrhunderten schon die Kniee der Höchsten sich, beugten ohne Ausnahme sich die Adeligen und die Plebejer, ihm beugen sie sich noch heute, noch heute legt Reich und Arm auf die Stufen seines unerschütterlichen Thrones den Tribut willig nieder. Dieser Wundermann, Held und König der Stadt ist der heilige Januarius, der göttergleiche Schutzpatron der fedelissima Napoli. Seine feste Burg ist die Kathedrale, sein Thron der Altar der Cappella del Tesoro; sein Hofstaat eine nach hundert Köpfen zählende Priesterschaft; seine Wache und Waffen aber, das Geheimniß seiner Herrschaft ist sein Blut und der aus demselben quellende Blutsegen. Blut ist, das weiß nicht bloß

Mephistopheles, ein ganz besonderer Saft, obwohl sonst in Neapel nicht viel Umstände damit gemacht werden. Von diesem Safte wurde hier so viel vergossen, daß der Boden, aus dem heute die Maienrosen sprießen, daß alle Straßen und Plätze damit bis in den tiefsten Grund durchtränkt sind, und es müßte gen Himmel schreien und den Fluch der rächenden Götter über die Stadt bringen, wenn der darin athmende Geist des Lebens nicht sich in dem einzigen Blute des heiligen Januarius destillirt und concentrirt und transsubstantiirt und zur Segnung des Landes, zum Blutsegen des Volkes gestaltet hätte.

Dieser Geist rührt sich zweimal im Jahre: im Mai und im September, gährt im Stoff, im starren Blut, und rührt es rebellisch auf, so daß demselben, wie der rothen Rose der Duft, den Reben der Wein, das Heil des Landes entströmt, dem der Heilige als Schutzpatron vorsteht und dem er pflichtgemäß alles Gute zuzuwenden hat.

Das Volk mag an der Macht der Könige, an ihrem väterlichen guten Sinn und guten Willen, ja an ihrer Nothwendigkeit zweifeln: an der Macht, dem Vatersinn, der unbedingten Nothwendigkeit des Heiligen und seines Blutes hat es nie noch gezweifelt. Und wenn sich nur Wenige finden, welche die Namen früherer Könige und sonstiger Großen dadurch ehren, daß sie solche ihre Kinder tragen lassen, so zählen diejenigen, welche diese Ehre dem Sanct Januarius oder San Gennaro, wie er italienisch heißt, erwiesen und noch täglich erweisen, in Neapel und Umgegend nach Hunderttausenden. Man wird unter hundert Fällen nur einmal irren, wenn man die Leute aus dem Volke keck mit Jennaro oder Jennarino oder Jennariello (den Koseformen des Namens) anredet. Und wenn „beim Blute Christi“ zu fluchen und zu schreien keine Sünde ist, so wird das Blut San Gennaro's solcher Entweihung gegenüber als viel zu kostbar befunden. San Gennaro be-

geistert sein neapolitanisches Volk zur Dichtung, durch ihn wird es zum Psalmisten, von ihm singt es Hymnen, deren kein savoyischer König sich zu schämen brauchte.

„O du hochgebenedeieter Gennaro, wir danken dir! Wir danken dir für die großen Gnaden, die du uns erwiesen. Mit wie viel Gnaden überschüttet uns dein Blut! Du hast uns getröstet, du hast uns beschützt, du hast uns befreit. Von Krankheit und Tod hast du uns befreit. Wir sind die Deinen, wir sind deine Familie! Wie bist du doch so schön, du bist der schönste Heilige; du bist sehr schön! Wir danken der heiligen Dreieinigkeit, die uns einen so schönen Heiligen aus unserer Familie zum Schutze der Stadt gegeben hat. Sela!"

Die Familie des Heiligen ist übrigens keine bloße Redeblume. In dem Quartier von Loreto leben, dem Glauben des Volkes nach, noch viele Leute, welche in directer Linie von der Familie des Heiligen abstammen. Sie nennen sich „Parenti di San Gennaro", haben den Ehrenplatz im Dome an dem großen Wundertage, müssen durch ihr laut kreischendes Gebet die Flüssigwerdung des Blutes beschleunigen und beziehen dafür eine Pension aus dem wohlbestellten Schatze ihres Stammvaters.

Es versteht sich von selbst, daß solche mit dem Heiligen auf intimstem Fuße stehende Leute uns seine Geschichte, die zum größten Theile eine Geschichte seiner Wunderthaten ist, am Fädchen, wie einen Rosenkranz hersagen können. Seine Wiege stand dicht neben der Schwelle des Heidenthums. Zur Zeit, da Diocletian seine scharfen Christenverfolgungen decretirte, war er Bischof von Benevent. Als er vernahm, daß die beiden Diaconen von Pozzuoli, Proculus und Sosius, ihres Glaubens wegen vom römischen Proconsul eingekerkert worden, griff er zum Stabe und wanderte über die phlegräischen Felder zu ihnen hinüber, sie zu trösten. Aber der römische Landvogt

ließ auch ihn ergreifen, um ihn für seinen Feuereifer den Feuertod leiden zu lassen. Doch das Feuer behielt ihn nicht; auch die wilden Thiere im Amphitheater von Puteoli, dem heutigen Pozzuoli (zwei Stunden vor dem Westthore Neapels) verschmähten den alten Mann. Der Proconsul aber erblindete. Durch ein Wunderwort des Christen wieder geheilt, mochte ihn Scham erfassen ob so viel Großmuth, und er beschloß, der Sache ein Ende zu machen durch das Schwert. Januarius wurde am 19. September 305 auf dem Hügelrücken in der Nähe der Solfatara, da, wo heute das verlassene Kapuzinerkloster steht, hingerichtet. Seine alte Amme trocknete das rinnende Blut mit einem Schwamme auf und drückte es in zwei Thränenkrüglein, bei welcher Gelegenheit in eines derselben ein heute noch zu sehendes Strohhälmchen hineinschlüpfte. Die beiden Ampullen wurden als kostbares Vermächtniß in heilige Hut genommen; den Leib mitsammt dem Haupt begruben fromme Hände an Ort und Stelle. Ruhe aber fanden die Gebeine nicht. Man holte sie nach Neapel und setzte sie im Jahre 420 in den dortigen Catacomben im Norden Neapels, wo die ersten Christen begraben liegen, bei. So kostbares Gut konnte nicht im Dunkel bleiben. Ein Fürst der Longobarden entführte sie nach Benevent, der Stätte seines bischöflichen Wirkens, von da kamen sie im Jahre 1159 auf den heiligen Klosterberg von Montevergine. Dort lagen sie in gefeierter Ruhe mehr als dreihundert Jahre. 1497, am ersten Sonntage des Mai, holte der damalige Cardinal Olivieri Carafa in feierlicher Procession sie nach Neapel, wo sie nun das höchste Kleinod der Stadt bilden. Den Zug der Translation der Gebeine des Heiligen sieht man auf der Vorderseite des Hauptaltars in der Januarius-Capelle des Domes dargestellt. Ihn eröffnet ein weibliches und ein männliches Wesen: die Nymphe Parthenope, die Gründerin Neapels, und der Flußgott des Sebeto. Hinter

ihnen reitet triumphirend auf stattlichem Pferde der den Leichenconduct führende Cardinal. Wie dürres Laub der Winde zerstieben vor dem einziehenden Heiligen die Gestalten des Hungers, der Pest und des Krieges. Denn diese Geißeln zu bändigen, ist fortan die Aufgabe des San Gennaro, wozu noch eine andere sich gesellt: dem Feuer des Vesuvius Stillstand zu gebieten.

Schon am Tage seines Einzuges hatte er Gelegenheit, seine Wunderkraft zu beweisen: eine die Stadt verheerende Pest hörte plötzlich auf. Zum Lohne für alle Segnungen seines Blutes wurde ihm dann endlich am 13. Januar 1527 von den Vätern der Stadt eine besondere Capelle im Dom votirt, zu der im Jahre 1608 (fein langsam, wie das Municipium noch heute in allen Dingen vorgeht) der erste Stein gelegt ward. Ausgeworfen wurden anfänglich für diesen Bau 100,000 Scudi, schließlich kostete er (und auch darin hat das Municipium sich immer ausgezeichnet) 500,000, und noch einmal so viel kostete die künstlerische Ausschmückung und Ausrüstung. Für die Gitterthür allein wurden 32,000 Ducati ausgegeben. Wahre Schätze an Geschenken der Könige und Herren aller Länder liegen hier aufgespeichert, und so hat diese Januarius-Capelle mit Recht den Namen „Cappella del Tesoro“ erhalten.

Das Patronatsrecht des Heiligen über Neapel ist übrigens bedeutend älter; schon 1183, da seine Gebeine noch auf dem Montevergine ruhten, liest man in einer Bulle des Erzbischofs Sergius von Neapel: „ . . . sub protectione B. Januarii et Agrippini, quorum patrocinio communimus“, und der Erzbischof Gaspare nennt ihn 1440 „Primus noster Patronus“. Trotz der apostolischen Briefe von 1640, welche den heiligen Dominicus als Schutzpatron anempfahlen, bestimmte die städtische Sacra Congregazione de' Riti, daß San Gennaro als Schutzpatron Neapels anzusehen sei.

Nun also wohnte er im eigenen Hause, nachdem er lange Zeit zur Miethe in dem Thurmzimmer der S. Restituta gewohnt, und gleichzeitig bestimmte die Stadt in einem General-Parlament, einen nationalen Ritterorden des heiligen Januarius zu stiften, der 1738 in's Leben trat. Ueber die Capelle aber ward, da die Stadt sich alle Rechte darüber vorbehielt, eine städtische Deputation „del Tesoro“ gesetzt, die anfangs aus zwölf Gliedern, zehn Nobili und zwei Plebejern, bestand. Sie hütete die Reliquien des Heiligen in zwei Schreinen, welche mit doppelten und verschiedenen Schlüsseln verschlossen waren. Je einen Schlüssel bewahrte der Erzbischof und abwechselnd einen die Deputation. Im Jahre 1799, als der Adel abgeschafft wurde, bestand die Deputation nur aus Volksmännern, und San Gennaro wurde — Jacobiner.

Am 23. Januar waren die Franzosen unter Championnet in Neapel eingezogen, am 24. setzte Championnet die provisorische Regierung ein; nun aber befürchtete er durch Aufhetzung des Clerus einen Aufstand der Lazzaroni, dazu war die beste Gelegenheit am Festtage des Heiligen; man brauchte nur das Flüssigwerden seines Blutes zu verhindern. Championnet schrieb nun an den Cardinal Erzbischof einen gemessenen Brief, in dem es heißt: „Ich habe für den Augenblick dem militärischen Ungestüm, der Rache wegen erlittenen Unrechts Einhalt gethan und werde den Augenblick benützen, um alle Kirchen öffnen, das Allerheiligste ausstellen und die Ruhe, den Frieden, die gute Ordnung und den Gehorsam gegen das Gesetz predigen zu lassen. Ich werde einen Schleier auf das Vergangene decken und verpflichte mich, der Religion, den Personen und dem Eigenthum Achtung zu verschaffen. Fällt aber aus einem Fenster ein Schuß, so lasse ich das betreffende Haus mitsammt seinen Bewohnern zusammenschießen. Ueben Sie also

die Pflicht Ihres Amtes, und ich hoffe, Ihr Eifer wird dem öffentlichen Wohle nur nützen.

PS. Dem heiligen Januarius werde ich eine Ehrenwache stellen. — Neapel am 4. Pluvial des J. VII. der Rep."

Man erzählt ferner, der französische General habe dem Clerus Stunde und Minute angegeben, bis zu welcher das Blut flüssig werden müsse, sei der Termin überschritten, so werde er seine Artillerie vor dem Dom auffahren lassen. Das Blut ward flüssig, und zwar früher als sonst, und Championnet wohnte mit seinem Stabe und zwei Compagnieen Grenadieren knieend dem Wunder bei, schenkte dem Heiligen eine kostbare Mitra und erwies dessen Resten alle Verehrung. Die lazzaroneske Plebs hatte erkannt, an dem Wunder des Blutes erkannt, daß die Franzosen keine Heiden waren; Gott mußte sie gesandt haben. Als der General auf der Freitreppe erschien, ertönte der Platz von dem hunderttausendstimmigen Geschrei: „Es lebe die Republik! Hoch die Franzosen!" *) Der bourbonische „Vater des Vaterlandes", der die Dinge unter englischem Schutze drüben in Sicilien abwartete, hörte von der Geschichte, spuckte aus und sprach: „Es stinkt, San Gennarino ist auch Jacobiner geworden." Hätte er ihn lebend gehabt, er würde ihn gleich anderen Heiligen jener Tage ohne Gnade geköpft haben.

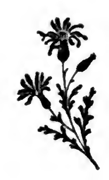
Garibaldi war 1860 klug genug, es den Franzosen der

*) Die bekannte Schriftstellerin Fonseca-Pimentel erzählt diesen Vorgang so: Es vergingen keine zehn Minuten, und das Blut in den Ampullen war flüssig geworden. Im ersten Augenblick herrschte Ueberraschung und Staunen, im anderen Bestürzung, sodann Entschiedenheit und Jubel. „San Gennaro ist Republikaner geworden", das war der allgemeine Ruf. Wie nun wäre es möglich, daß das Volk Neapels anderer Meinung sein könnte, als sein Patron? Also: „Es lebe die Republik". Und die frommen Zuschauerinnen überlegten, daß dies das erste Mal sei, wo es ihnen erlaubt war, dem Wunder beizuwohnen. Vorher war dies nur den vornehmen Frauen und den weiblichen Verwandten des Heiligen vom Molo Piccolo gestattet gewesen."

Republik nachzuthun. 1861 sodann kehrte auf Wunsch des Volkes der alte Zustand zurück: Der Bürgermeister ist Präsident des „Tesoro", und zehn Adelige und zwei Bürgerliche (ein Advokat und ein Kaufmann) bilden nach wie vor die Deputation. Heute noch bezahlt die Stadt in die Kasse des Tesoro 4000 Ducati jährlich, und diese dienen zur Erhaltung der Capelle und zur Besoldung der Geistlichen.

Am ersten Mai-Samstag findet die Procession der Ueberführung jener Reliquien statt. Ehedem trugen am Morgen dieses Tages zwei Priester mit angezündeten Fackeln den Kopf des Heiligen, unter Tüchern verborgen, nach irgend einer Kirche: Santi Apostoli, San Paolo Maggiore, Santa Maria Maggiore u. A. In den folgenden Stunden ordnete sich die Procession unter Vorantritt des Erzbischofs und allen Geistlichen und zog nach jener Kirche, von wo sie, das Haupt des Heiligen unter einem von zwei Plebejern getragenen Baldachin, nach dem Dom zurückkehrte. Kein Jahr verging ohne Streitigkeiten wegen der Wahl der Kirche und des Vortritts in der Procession. Später wurden die Reliquien von einer Procession aller silbernen Statuen des Domes angeführt und durch alle Quartiere der Stadt getragen. Gegenwärtig bewegt sie sich direct vom Dom nach Santa Chiara.

Der Segen dieses Wunderblutes scheint sich über die ganze napolitanische Campagna ergossen zu haben. Sie grünt und blüht wie ein Lustgarten, und die lachende Sonne macht im September mit dem Blute des altehrwürdigen Heiligen zugleich das Blut des St. Liber, des heilig-unheiligen Bacchus, flüssig und zumeist in solcher Menge, daß es auch dem Ungläubigsten ein rechtes Wunder erscheint, wenn auch dieses Blut kein besonderer Saft ist.



Das Gebet als Talisman

und andere Profanationen.

Heiliges und Profanes ist diesem Volke seit Jahrhunderten bunt durcheinander gemischt dargereicht worden, heute ist es ihm unmöglich, beides von einander zu unterscheiden. Die Worte Jesu, die es zum Leben führen sollen, werden als Talisman, d. h. als Bann- oder Zaubermittel für Dinge dieser Erde benutzt: drei dieser Worte dreimal wiederholt, dreimal des Nachts im Bett, dreimal auf dem Wege, dreimal auf dem offenen Felde — schützen vor jedem Unglück. So ungefähr ist das Princip, der Fälle sind viele Hunderte.

Im Bett ist man sicher, wenn man zwei Heilige zu Häupten, zwei zu Füßen und den heiligen Michael in der Mitte hat. Auch gewisse Gebete haben bestimmte Wirkungen, und diese giebt es natürlich nicht bloß im Süden. Der Friulaner betet:

A chu ch' a diis cheste raçion,
Un an tornâat cun devoçion,
Les puartes dell infiere saràn serrades
E chees dal paradîs daviertes spalancades.

Wer dies Gebet spricht immerdar
Voller Andacht ein ganzes Jahr,
Dem werden die Höllenpforten sich schließen
Und aufgehn die des Paradiesen.

Auch in den Marken findet sich ein ähnliches:

Wer dies sagen wird dreimal,
Steht geschrieben im Himmelssaal,
Wer es sagt mit Devotion,
Stirbt nicht ohne Confession,
Wer dies sagt im Herzen drinnen,
Wird das Paradies gewinnen,
Wer es sagt, wird nicht verderben,
Sondern sel'gen Todes sterben.

Das ist zweifellos eine Art religiösen Zauberspruches und braucht als solcher nur sinnlos hergeplappert zu werden. Man denke an die indischen Gebetsmühlen. Interessant ist der folgende zu Ehren der heiligen Clara:

O Madonna Sancta Clara,
Leih mir deine Leiter dar,
Möchte geh'n in's Paradies
Zu dem heil'gen Dionys.
Schöner Dionys, bist todt,
Niemand dir Begräbniß bot,
Nur ein Englein sang voll Wonne
Und es seufzte die Madonne,
Seufzte auch das Engelein,
Das da trug ein Körbchen klein,
Voll von Rosen und voll Blumen
Zu dem Herrn im Heiligthume.
Für den Herrn in Bethlehem
Gab's nicht Tücher, gab's nicht Binden,
Um das Kindlein zu umwinden.
Guter Jesu, Gottessohn,
Hör' die schöne Oration,
Wer sie sagen wird mit Fleiß,
Kommt dereinst in's Paradeis,

Wer sie nicht weiß und nicht spricht,
Wird am jüngsten Tag gericht't.

Ein ähnliches Bergamasker Gebet muß am Charfreitag in der Kirche mit nackten Knieen dreiundsechzigmal gesprochen werden, wenn es Wirkung thun soll. Es ist lang, hier stehe nur der Schluß:

Liebe Mutter, will dich fragen,
Wie ich das Gebet soll sagen.
Dreiundsechzigmal sprich's hin
Am Charfreitag mit nackten Knie'n
Am Altar auf heil'ger Erden,
Dann magst du erlöset werden.

In dem italienischen Codex des XIV. Jahrhunderts finden sich verschiedene Beschwörungsgebete und Orationen, von denen eine die Kraft hat, drei Seelen aus dem Fegefeuer zu erretten mit dem Beding jedoch, sie dreimal ohne Anstoß herzusagen. Ein Gebetchen, das wir in Deutschland kennen, wo Humperdinck es in seinem Hänsel und Gretel in Musik gesetzt, geht auch durch ganz Italien. Es ist das von den vierzehn Engeln, die mich beim Zubettgehen begleiten, die Zahl wechselt, in Sicilien heißt es:

Leg mich jetzt in's Bett hinein,
Jesus auf dem Busen mein,
Ruhig schlaf' ich, denn er wacht
Ueber mir die ganze Nacht.
Wenn ich lieg im Bette hier,
Fünf der Heil'gen sind bei mir:
Zwei zu Häupten, zwei zu Füßen
Und Sanct Michael auf dem Kissen.

In den Marken, wo die Betten sehr breit sind, ist es eine kleine Heerschaar: General, Offiziere, Unteroffiziere: Jesus, die Madonna,

die vier Evangelisten, der vollkommene Engel, drei große Engel, drei andere. Manchmal kommen auch die zwölf Apostel zu der Ehre des Bettes.

Der König hat seine Pagen, die Pagen so eines armen Campagnabauern und seiner barfüßigen Bäuerin sind die Heiligen, die Engel, Märchenpagen, die ihm gestatten, meistens beim Einschlafen eine goldene Königsrolle zu spielen und diese womöglich im Traume weiterzuspinnen.

Dazu giebt es für jedes Kreuz und Leid einen besonderen Abtheilungschef, vollständige Arbeitstheilung ist vorhanden. In Sicilien und Calabrien ruft man den S. Pasquale an oder den S. Martinus, wenn es gilt, Herden und Hausvieh vor dem bösen Blick zu schützen. Soll das Brot aufgehen, braucht man die Hülfe des S. Francisco di Paola. Bei Würmern mußte, wie wir bereits sahen, S. Cosimo und Damiano herhalten, gegen den Polypen S. Lucia:

Still, Lucia, sollst nicht weinen,
Steig herab in meinen Garten,
Sammle Eisenkraut und Fenchel,
Pflanztest sie mit deinen Händen,
Tratest sie mit deinen Füßen
Und zertratst den Kopf des Polpen,
Der zurück in's Meer muß gehn u. s. w.

Gegen bissige Hunde hilft S. Vita, S. Barbara und alle Heilige des Kalenders, wenn man vor Blitzschlag gesichert sein will; die Kreißende ruft S. Raimondo, S. Vincenzo Ferrero und S. Margherita, wer seine Tochter glücklich an den Mann bringen möchte, S. Niccolo. Wer hingegen seine Jungfräulichkeit vor den Gefahren dieser bösen Welt schützen will, braucht nicht die Hilfe der Immacolata, der braucht S. Antonio, S. Pasquale, S. Onofrio. Ein Terno im Lotto, dieser höchste

Wunsch jedes Südländers, giebt fast unfehlbar S. Pantaleone. Feinde blendet S. Simon, und wer den Feind durch dessen eigene Freunde will umgebracht sehen, ruft den S. Julianus.

Alle diese Gebete und Anrufungen sind ein schauerliches Gemisch von Aberglaube und Kabbalistik und werden oft von Zauberwerken begleitet.

So muß das Gebet für die Gebärende von einer Zauberei begleitet sein. Man legt zu ihr in's Bett entweder einen vollen, sogenannten französischen Schlüssel, auf italienisch chiave maschia, oder eine Knoblauchzwiebel, oder eine Scheere, einen Fingerhut, ein siebenfach gefaltetes Betttuch, oder man giebt ihr Wasser zu trinken, in dem man ein Rebhuhn abgekocht — ach, die Kette ist ohne Ende, sie bindet den Himmel an die Erde.

So darf sich der Betende in der Oration zum Schaden seiner Feinde nicht verwirren oder versprechen, das würde großes Unheil für ihn bedeuten.

Mit folgendem Sprüchlein legt man sich schlafen, zuvor jedoch bekreuzt man sich:

> Ich mach auf die Stirn des Kreuzes Zeichen,
> Jesus Christus that der Welt desgleichen.
> Böser Feind sollst weg dich heben,
> Christus hat mir die Taufe 'geben.

So kreuzt man nach und nach, immer dasselbe singend und im Sprüchlein nur den bekreuzten Theil des Körpers abändernd, die Nase, den Mund, die Brust, den Bauch und alles bis zu den Füßen.

Absonderlich ist der Brauch beim Besprechen des Sonnenstichs: der Kranke muß Mittags zwölf Uhr mit entblößtem Haupte stehen und Gottes Beistand anrufen. Währenddem macht der Zauberer seine Gaukeleien mit verzaubertem Wasser,

einem Lappen, einem Glas, einem Ring, und schlägt das Kreuz über den Kranken, ruft die Engel der Huld an und spricht:

Dieses Wasser, dieser Lappen,
Dieser Ring und dieses Glas
Zieht den Nagel*) aus und bricht ihn,
Wenn du wirklich willig bist.

Scandalös ist es, wenn solch heidnische Beschwörungsformeln den allerheiligsten Personen selbst in den Mund gelegt werden, wie in der, um noch einmal auf die Medicin zurückzukommen, gegen die Würmer im Allgemeinen, gegen den Bandwurm im Besonderen:

Auf dem Berge steht ein Mann in Trauer,
Kommt vorbeigegangen Jesus Christus.
Sage mir, was fehlt dir, Mann in Trauer? —
Ach, die Würmer haben ganz mich eingenommen,
Hundertfünfzig sind, ach, meine Schmerzen. —
Hast du nicht versucht, sie zu vertreiben? —
Nimmer wußt ich ja wie man dies anfängt. —
Sprich nur dies Gebet, sie werden schwinden:
Sieh das Meer ist nimmermehr ein Hut
Und die Fische, sie sind keine Nieren, (!)
Alle Schmerzen sollen sich verlieren.

Solch colossalen Blödsinn legt man dem Weisesten der Menschen in den Mund! Was fehlt hier noch, die Religion, die hohe Sittenlehre des Christenthums in eine Quelle der ärgsten Sittenlosigkeit, der Ketzerei, des Heidenthums umzuwandeln? Und wer wehrt solchem Thun? Etwa die Pfaffen? Der niedre, in den vernachlässigten Provinzen gänzlich verwilderte Clerus findet seine Rechnung dabei.

*) Wir haben in dem Capitel Volksheilmittel gelernt, daß der Sonnenstich Nagel, chiodo solare, heißt.

Auf Sicilien herrscht ein Brauch, der Beten und tolles Pfeifen, Völlerei und Buße, Weinfässer und Heilige, bacchische und christliche Mysterien, religiöse Gebräuche und die Satire auf diese und ihre Diener so bunt durcheinandermengt und verflechtet, daß man sie nicht auseinanderfilzen kann, daß man nicht weiß, wo das Christenthum anfängt und das Heidenthum aufhört, und diesen sonderbaren Brauch üben dieselben Leute, die, wie behauptet wird, vor allen anderen Italienern einen unerschütterlichen Glauben haben.

Jener sicilianische Brauch führt den Namen die Messe oder der Heilige, und wird geübt zur Zeit der Ernte, wo Arbeit und Hitze vortheilhaft auf das Wachsthum des Durstes einwirken, während der Padrone es nie darf an Wein fehlen lassen.

Vor Sonnenaufgang nun versammeln sich die Schnitter auf dem Felde und stellen sich in Schlachtordnung. Der Caporale, an einigen Orten der Padrone in Person, vertheilt das Tagesbrot, dann nimmt er ein Fäßchen, das der Heilige heißt, und spricht eine achtzeilige Strophe, die gleicherweise der Heilige genannt wird, aus dem Grunde, weil sie mit dem Preise dieses oder jenes Heiligen anhebt und mit den Worten abschließen muß:

> Sei gelobt das heilige Sacrament!
> Hoch soll leben die Marie vom Karmel!

Darauf trinkt er einen mächtigen Schluck und läßt das Fäßchen, den Heiligen, zum nächsten wandern, der es geradeso macht, und so durchläuft es die ganze Front. Dieser Vorgang heißt: der Durchmarsch des ersten, zweiten, dritten u. s. f. Heiligen. Ist das Fäßchen geleert, so heißt es: der Heilige ist aus, und ein neuer Heiliger wird angestochen. Wer seine Strophe nicht anzufangen weiß, oder nur zur Hälfte kommt, oder eine schon dagewesene wiederholt, wird auf die unbarmherzigste Weise

ausgepfiffen, darf nicht trinken und der Heilige spricht zum nächsten. War die Strophe besonders gut, so hört man: welch schönen glatten Heiligen hat er gesagt. Liebeslieder und Zoten sind untersagt, fällt es dennoch einem Uebermüthigen ein, ähnliches zu sagen, so unterbricht ihn der Präses mit der Formel:

> Jesus Christus dorten an der Säule,
> Hierher kam er, kehrt nach dort zurücke.
> Sei gelobt das heilige Sacrament!
> Hoch soll leben die Marie vom Karmel!

Bei diesen Worten hält der Heilige still und der, der schon getrunken, spricht zur Abbüßung der verpönten Strophe eine andere, und die noch nicht getrunken, setzen die Sache fort. Eine Probe dieser Lieder ist:

> Ich hatt' 'nen Sohn, der ward ein Priesterlein,
> Sebastian war er genannt,
> Und wer da Wasser mischt zum Wein,
> Dem mag vertrocknen seine Hand.
> Wer uns nicht schenket unverfälschten ein,
> Dem fall die Sichel aus der Hand.
> Hoch sei gelobt das heilige Sacrament
> Und hoch soll leben die Marie vom Karmel!

Das sind Improvisationen, nach Geist oder nur Witz sieht man sich vergebens darin um. Das Spiel wird sodann noch einmal am Mittag und am Abend wiederholt: eine Bacchusfeldmesse.

Mit den Heiligen springt man um, daß dem Trienter Concil die dicke Haut schauern möchte. Wie legt das Volk sich die kirchlichen Dinge zurecht! Mit absonderlicher Absurdität wird S. Anna Mutter der Mutter des eigenen Vaters und Tochter des Sohnes der eigenen Tochter genannt. In einem napolitanischen Liede läßt sich die Madonna von einer Zigeunerin wahrsagen und wünscht eine Wahrsagung auch über das Kind,

das sie unterm Herzem trägt. Ein anderer beschreibt, wie der ewige Alte sich in die Madonna verliebt und wie

Dopo nove mesi la rosa si spampanasse!

Das ist Profanation und diese birgt sogar ein gut Stück Ketzerei in sich. Ermolao Rubieri giebt einige Proben, die er scherzhaft einem katholischen Congresse der Zukunft unterbreiten möchte, zu entscheiden, ob sie von orthodoxer Reinheit seien. In einem dieser Lieder heißt es:

Christ ist die Welt, die Welt muß enden.

In einem andern:

Es steht in einem Walde ein Capellchen,
Darinnen sagt die Messe Jesus Christus,
Und Petrus dient dabei als Sacristan.

Noch zwei andere, arg ketzerische:

Zur Zeit, da keine Zeit die Zeit noch war,
Als die Dreieinigkeit es noch nicht gab,
Da war allein die Santa Rosalia,
In einem Kloster war sie eingeschlossen.

Wie seid ihr Gottespriester doch so würdig,
Daß jeden Morgen ihr communicirt . . .
Die Trinität, sie steigt für euch herab.

Rubieri sagt hierzu: der katholische Congreß entscheide also, ob Christus die Welt sein kann, ohne mit ihr zu enden, ob er die Messe celebriren kann, wo er sich selbst anrufen, sein eigenes Fleisch essen, sein eigenes Blut trinken muß, ob die heilige Rosalia wirklich vor der heiligen Dreieinigkeit war, und ob die ganze Trinität herabsteigt, um sich in der Hostie zu verkörpern.

Von dieser Ketzerei zum Heidenthum il n'y a qu'un pas, und wiederum an die antike Welt erinnert es, wenn das Volk

singt: die Sonne sei das wahre Abbild Gottes, darum müsse man sie beim Aufgehen grüßen, oder wenn es den Mond beschwörend anruft, einen flaugewordenen Liebhaber auf's Neue zu entflammen. Auch den Teufel ruft man zu Hülfe, und „heiliger Teufel“ ist ein oft, besonders in Calabrien gehörter Ausruf.

Da kann es nun nicht fehlen, daß man Unmoralisches selbst von Gott Vater verlangt, wie beispielsweise Schutz bei auszuübenden Verbrechen. So singt die Frau des Spitzbuben:

Gott schütze den Meinen
Mit all den Seinen
Vor bösen Geschicken,
Vor Mondesblicken,
Vor Hundebellen,
Vor Kugelschnellen,
Vor Eisenstangen
Und falschen Schlangen,
Vor Tod und Wunden
Zu allen Stunden.

Der wahren Religion ergeht es schlecht dabei, sie wird sogar zur Zielscheibe des Spottes und daran haben nicht die kleinste Schuld die Diener im Heiligthum. Wie weit man darin gekommen, zeigt ein sicilianisches Strambotto, das an den Gekreuzigten gerichtet ist, dem es diese Worte in den Mund legt:

Du, der du beide Arme hast gebrochen,
Vielleicht auch wie die meinen angenagelt —
Wer will Gerechtigkeit, schaff' sie sich selber
Und hoffe nicht, daß andere sie ihm geben.
Bist du ein Mann und nicht ein bloßer Narr,
So zieh Gewinn aus diesen meinen Worten:
Ich würde nicht an diesem Kreuze schweben,
Hätt', was ich sage, ich gethan im Leben.

Ein Bauer hatte einen Birnbaum umgehackt, da er ihm keine Früchte tragen wollte, und sieht, wie man aus dem unfruchtbaren ein Kreuz zimmert, so spricht er verächtlich zu dem also geweihten Baume:

Trägst keine Frucht und willst jetzt Wunder thun?

In andern Strambotti wird Jesus als Liebhaber des Weins, denn 's ist sein Blut, geschildert, die Madonna beschrieben, wie sie Brot bäckt, Joseph, der sich mit übergroßem Appetite mit dem göttlichen Kinde zu Tisch setzt, Gottvater als Besitzer eines Gartens, Adam als Pächter und Christus als Bürge und Zahler. Einige scherzen über die Heiligen, die zum Spargelstechen ausgeschickt werden. Auch die Wunder, die doch in so großem Ansehen im Volke stehen, werden verspottet.

So natürlich brauchen Priester, Mönche und Nonnen sich nicht zu beklagen, wenn ihnen die Spottdrossel auf allen Wegen pfeift, wie es hier allerwegen geschieht, hauptsächlich im Römischen (man lese doch die geistreichen Bellischen Sonette!) und Napolitanischen. Zielpunkte sind die Ehelosigkeit, die Schlemmerei, die Liebschaften, die oft recht obscön dargestellt werden. So singt man:

Tauft ihn, ja tauft,
Ja tauft ihn nur, Herr Pfarrer,
Er hat ja keinen Vater,
Ist Sohn des Capellans.

Eine deutliche Verwünschung ist dieses:

O daß ein Unglück alle Mönche träfe,
Nur achte sollten übrig sein von allen,
Und gingen die Ave Maria läuten,
So sollt' der Thurm auf ihren Rücken fallen.

Auch die Nönnlein erhalten ihr Theil:

Hülfe, o Hülfe,
Die Welt geht all zu Grunde!
Die Nonnen wollen freien,
Sie wollen Maurergesellen,
Die bau'n bequeme Zellen.

Ueber die Beichte gehen viele Scherze:

Hab' mein süßes Lieb geküßt,
Sagt's dem Pfarrer voller Sorgen,
Doch er sprach: Das wird gebüßt,
Wenn Du's wieder küssest morgen.

In diesen Dingen ist sogar der Heilige Vater indulgent:

Ich war in Rom und beichtete dem Papste,
Ich fragte ihn, ob Lieben Sünde wäre,
Er aber sagte, es sei keine Schande,
Denn Liebe übten alle hierzulande.

Noch viel kecker ist das folgende:

Beim Papste habe beichten ich gemüßt,
Ich sagte, daß ich meinen Schatz geküßt,
Er gab gar väterlich mir seinen Segen:
Ich küßte selbst sie, käm sie mir entgegen.

Das ist Schnadahüpfl-Ausgelassenheit, zu stark aber ist es, daß der Papst auch Ehebrechern verzeiht, wenn auch Christus ein Gleiches that, nur mit ein wenig anderen Worten:

Sohn, diesen Fehler, den verzeih' ich Dir,
Denn andere Frauen lieben ist nicht Sünde.
Thät ich mich nicht als Heil'ger Vater fühlen,
Besser als Du würd' ich den Liebsten spielen.

Auch die heilige Stadt bekommt ihren Hieb:

> O Rom, das du die Welt hast unter'm Schlüssel,
> Mit Wort und Weihrauch leerst du Sack und Schüssel.

Und ebenso bezeichnend ist:

> Wer Mönche hat und Pfaffen zu Gevattern,
> Der mag die Thür mit Eisen nur vergattern. —
>
> Wer sein Vertrauen schenkt den frommen Mönchen,
> Der lege Doppelreifen um sein Tönnchen.

Von hier bis zu den ersten Anfängen einer Reformation ist es nicht weit. Hier steht ein Strambotto, das sonderbarerweise den protestantischen Eindruck wiedergiebt, wie ihn Luther empfing, als er im Jahre 1510 die damals recht unheilige heilige Stadt besuchte:

> Der Ablaß kommt zu uns die schwere Menge
> Zu hohem Preis und kostet sie doch wenig,
> In Rom da drunten wird er fabricirt,
> Von dort schickt in die Welt man ihn zum Spiele,
> Doch ist's ein Spiel, wo, wer gewinnt, verliert.
> Wir als Gewinner fielen ihm zum Ziele.
> In's heil'ge Rom wollt' ich auch einmal gehen
> Und hab's mit eignen Augen angesehen:
> Setzt man nach Rom den Fuß, so ohne Zweifel
> Kommt dir der Zorn, der Glaube geht zum Teufel.

Nun darf es nicht wundernehmen, wenn das Volk mit seinen Heiligen, so hoch es wohl sonst sie stellt, wie mit seinesgleichen verfährt. Thun sie nicht genug Wunder, so werden sie Knall und Fall, mit Schimpf und Schande abgesetzt. Davon könnte der heilige Januarius in Neapel ein Wörtchen sagen, dem von den alten Weibern die entsetzlichsten Ehrentitel an den Hals

geworfen werden, wenn sein Blut nicht schnell genug flüssig wird.

Jedem Orte ist sein Schutzpatron der vornehmste, den der andern Ortschaft verspottet man auf alle mögliche Weise, wirft ihn, wenn man dazu kommt, mit Koth und Steinen, speit ihm in's eherne Antlitz.

Dieser Streit wird bis in den Schooß der Familien getragen und spaltet sie. Die Frau hängt dem Santo X an, der Mann dem Santo Y. Er vertheidigt den seinen, sie den ihrigen. Es setzt Unfrieden, Prügel, das Ende vom Liede ist die Trennung von Tisch und Bett.

Sprach Christus nicht: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert? Seine Heiligen sprechen es ihm nach.

Dieser Heiligenstreit wird oft zu einem Heiligenkrieg, der kommt meist bei den betreffenden Festen zum Ausbruch, und kann leicht zu einem siebenjährigen werden.

Sehen wir einmal in Modica, einer Stadt der Provinz Syracus, die als Gemeinde 34000 Einwohner zählt. In Modica spaltet sich das Volk in zwei feindliche Parteien: in die S. Georgianer und die S. Peterianer. Diese thun dem Heiligen jener allen Schabernack an und umgekehrt. So löschten die Georgianer einmal am Tage Sanct Peters alle in der Kirche angezündeten Kerzen dadurch, daß sie Hunderte von Fledermäusen losließen, die Vesper mußte unterbrochen werden. Dafür rächten sich die Peterianer am S. Georgstag. Sie nahmen den Zündschwamm aus allen Mörsern des feindlichen Lagers heraus und schlugen Nägel hinein, so daß das Fest in der Stille gefeiert werden und der Haupteffect verloren gehen mußte.

Dieser Haß erstreckt sich selbst auf die liebe Jugend: am 22. April, der Vigilia des S. Georg, und am 28. Juni, Vigilia

S. Petri, lauern die Kinder der einen oder andern Partei jeden Jungen ab, packen ihn und überhören ihn sein Glaubensbekenntniß. Er muß einen Heiligen hochleben lassen, thut er's mit dem falschen, so wird er jämmerlich abgeprügelt. Unter den Erwachsenen geht der Haß bis zu Messerstichen und Revolverschüssen.

Vor Jahren gab es in Modica vier Todte im S. Petrithurm, man hatte sich eben zum Spaß nur ein wenig um das Vorrecht des Läutens gestritten. Ebenso blutiger Ausgang oft, wenn es sich darum handelt, wer das Bild des Heiligen in der Kirche tragen soll.

Das sieht aus wie fanatische, höchste Verehrung, und dann, wie sonderbar, giebt man den Thieren die Namen der also Verehrten, aber gewiß nicht aus Zärtlichkeit gegen die im ganzen Süden noch immer so äußerst grausam behandelten Thiere. So heißt ein Schwein S. Antonio, ein Maulthier oder Esel S. Giorgio, S. Aloi, die Ochsen nennt man S. Luca, die Schafe S. Pasquale und die Lämmer S. Giovannuzzi: heiliges Hänschen.

So darf man sich über nichts mehr verwundern und wird nach und nach das Allerbizarrste ganz in Ordnung finden.

Der heilige Paolino, Bischof von Nola, der Erfinder der nervenfeindlichen Glocken, der dadurch zu Ehren kam, daß er, wie er noch auf der Erde wandelte, einen bei den Türken gehaltenen Christensclaven, Sohn einer armen nolanischen Wittwe, ablöste und an seiner Statt Gärtner wurde — S. Paolino ist der Schutzheilige auch der Gärtner und Gemüsebauern von jenem Modica, auf einen Junisonntag fällt sein Fest, für ihn gewiß keins.

Seine Devoten spielen ihm arg mit. Barbarisch schon ist sein ganzer Aufputz: um den Hals hängt ihm ein Gürtel von Gurken, auf dem Kopfe hat er eine Kappe von Pomidoro, in den Händen trägt er einen riesigen Rosenkranz von Pfeffer-

schoten, er sieht aus wie ein Circusclown oder wie eine Vogelscheuche. Das möchte ja noch hingehen.

Nun aber trägt man die Statue hinaus auf die Felder, setzt sie mitten in einem der zahlreichen Bewässerungsgräben nieder und theilt sich, den Heiligen zwischendrin, mit einem Hüben und Drüben in zwei Heerlager.

Jetzt beginnt ein Bombardement von Steinen, Koth, Erdklößen, daß die Luft verdunkelt wird, und es dauert nicht lange, so sind die Herren Devoten mit Schmutz über und über bedeckt, auch der arme Heilige ist vor Koth kaum mehr zu erkennen. Da macht man Waffenstillstand und begiebt sich an's Zechen. Hitze, Schmutz, Aufregung, Anstrengung haben den Durst geweckt, und man ist nicht blöde im Löschen.

Darauf geht die Procession weiter, der Heilige kommt wieder an's Wasser und in's Wasser, das Werfen beginnt auf's Neue, und wieder folgt der Sühnetrunk. So geht es drei-, vier-, fünfmal, bis alles berauscht, und der Heilige auf's Uebelste zugerichtet ist. Unter Heulen, Pfeifen, Schreien und Toben, unter dem betäubenden Lärm der Trommeln und Pauken wird die Statue in die Kirche zurückgebracht, und da fehlt ihr oft ein Arm, die Nase, oder sie ist sonstwie verstümmelt.

Spaccaforno ist ein Städtchen ebenfalls in der Provinz Syracus von etwa achttausend Einwohnern. In der Erinnerung dieser scheint noch das mittelalterliche Flagellantenunwesen zu leben. Ein an dieses gemahnendes Fest feiert am Gründonnerstage die Congregation des Ecce-Homo. Die Mitglieder dieser geistlichen Genossenschaft entkleiden sich bis auf den Gürtel und schlagen sich auf das Entsetzlichste, die entstehenden Wunden, den Schmerz zu erhöhen, mit Glasscherben kratzend. Dann kehren sie heulend nach der Stadt zurück, das Blut tropft von ihnen und zeichnet den Weg, heulend singen sie Trauer-

gesänge und den Rosenkranz des Crucifixes. Die Selbstmartern beginnen auf's Neue und dazu tönt es:

> Das Kaninchen hat die Höhle
> Und das Mäuschen hat sein Löchlein,
> Ihr doch, liebereiche Väter,
> Habt nicht Höhle und nicht Löchlein.

Neuer Wuthausbruch mit dritter Disciplin, das Blut fließt wieder und man heult:

> Ach, sie nahmen, banden ihn,
> Führten ihn vor den Pilatus,
> Aehnlich dem gerupften Kauze,
> Arg mißhandelt von den Juden.
> Miserere, Domine.

Ja, Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Oder besser: schlage sie, wie du einst die Rotte Korah schlugst!

Drittes Intermezzo.

Der Sanct-Antonius-Tag in Neapel.

Der Kalender verzeichnet den 16. Januar. Die Hausklingel ertönt. Der Bäcker ist's, er kommt, seine Kunden zu benachrichtigen, daß sie sich heute mit Brot für morgen versehen müssen, da morgen, den 17., nicht gebacken wird. Es handelt sich nicht um eine Strike, sondern um den Sanct-Antonius-Tag, um das Fest des Heiligen der Bäcker.

Später kommen die Weiber und Kinder aus der Nachbarschaft, die Deputation für die Freudenfeier; sie fordert den Tribut zu den Scheiterhaufen in Geld oder Holz. Sie nehmen die ausrangirten Stühle, Petroleumkisten, Stangen, Bretter, alles nur irgend Brennbare voller Hast entgegen und entfernen sich mit lautem Halloh, um die Falò an den Straßenecken, in den Häuserwinkeln, auf den Plätzen meterhoch aufzuschichten.

Am andern Morgen, von vier Uhr an, knallt es durch die Stadt, wie bei einer Belagerung. Bomben und Granaten wecken den Heiligen in seiner Nische aus dem besten Schlafe, er muß sich zu einem großen Feste rüsten.

Die feineren Kutscher und die Stallburschen striegeln und putzen ihre Pferde, bis sie sich in deren Fell spiegeln können, flechten ihnen Schwanz und Mähne in zierliche Zöpfe, umwinden diese mit feuerfarbenen Bändern und bestecken sie mit Rosen, hängen den festfrohen Thieren Kränze von Haselnüssen

und Castanien, Confecten, kleinen Käsen und das Bild des Heiligen um den Hals. Das Gleiche geschieht mit der tieferstehenden Kaste der Maulthiere und Esel, denn heute dürfen nicht bloß die Cristiani, die Menschen, sondern auch die Animali zur Messe und zur Segnung kommen. Das ist uralter Brauch, daran läßt sich nicht rütteln.

Aber auch ein unreineres Thier ist dem St. Antonius heilig und theuer, man kann es auf vielen Darstellungen des Heiligen sehen: das Schwein.

Wie nun Antonius dazu gekommen, Schutzheiliger des Feuers, der Pferde und des Schweines zu werden? Ganz augenscheinlich sind uralte heidnische Gebräuche, die anders nicht auszurotten waren, gleich vielen andern mit unter den Deckmantel des Christenthums herübergenommen und so sanctionirt worden. Oder sind sie ursprünglich christlich, um so schlimmer.

Bei dieser Gelegenheit ist es aber passirt, daß zwei Heilige dieses Namens mit einander verwechselt oder vermischt wurden: der heilige Antonius von Theben, der die Seife und das Wasser durchaus verschmähende einsiedelnde Vater des Mönchthums, und Antonius von Padua. Jener starb im vierten Jahrhunderte. Nach seinen Lehren bildeten sich viele Orden, unter andern die Antonierherren, denen auch die Hospitalsbrüderschaft des heiligen Antonius von Theben angehörte, die sich der Pflege der am Aussatz und am Antoniusfeuer (brandiges Absterben der Glieder als Folge, wie behauptet wurde, einer Vergiftung durch Mutterkorn) Erkrankten zur Aufgabe gemacht hatte. Ihre Kleidung war schwarz mit einem T-ähnlichen blauen Zeichen auf der Brust. T, griechisch Tau, daher die Bruderschaft des Tau.

Antonius von Padua dagegen gehört dem XIII. Jahrhundert an. Er war ein rüstiger Prediger, der sogar die Fische durch

seine Rede bis zu Thränen rührte, und ward schon 1232 vom Papst unter die Heiligen versetzt. Zu seinem Andenken findet in Rom das Fest der Thierweihe vom 17. bis 25. Januar statt.

Alles Gute, was jedem der beiden besonders eignete, häufte das Volk Neapels auf den Ehrenschädel seines Sant' Antuono Abbate oder Sant' Antuono de lu fuoco, des Feuers, welcher Titel ihm, nach Erklärungen der Geistlichen seiner Kirche, gegeben ward nach einem Bilde dieser Kirche, das den Heiligen zeigt, wie er einem Hühnerdiebe den Mund mit Feuer zeichnet.

Diese Kirche, noch heute reich und in Ehren gehalten, liegt auf der Straße Foria und hat dem ganzen Viertel den Namen gegeben: Borgo di Sant' Antuono. Sie ward im vierzehnten Jahrhundert (1371) gegründet durch die Königin Johanna I., gleichzeitig mit einem Hospital, in dem die vom Antoniusfeuer Verbrannten und die Aussätzigen Aufnahme fanden. Eine Wand im Chor zeigt das Bild des Heiligen mit der Firma Nicolaus Thomasi di Flore pictor 1375 und ist ein Meisterwerk des napolitanischen Colantonio di Fiore, ebenso die beiden Seitenbilder mit dem heiligen Petrus und Franziscus, Johannes und Augustinus. Im Hofe war früher, wie in einem heidnischen Tempel, eine Schlächterei und eine Bäckerei.

Diese Kirche wurde den Mönchen des Tau zugewiesen mit der Verpflichtung zur Erhaltung des Aussätzigen-Hospitals. Die Brüder unterzogen sich ihrer schweren Pflicht mit solcher Hingabe, daß der Heilige und seine fromme Stätte bald zu hohen Ehren kamen, nicht bloß bei den Bewohnern der Stadt Neapel, sondern bis in den fernsten Ort der Campagna felice hinein, und die religiösen Oblationen über alles Maaß hinauswuchsen. Hauptsächlich wurden als Opfer alle Thiere dargebracht, die von der Natur auf irgend eine Weise gezeichnet waren.

Den Vorzug vor allen hatte das Schwein, nicht nur, weil es das den größten Nutzen bringende Thier ist, sondern weil mit dem ausgewaschenen Speck die vom Antoniusfeuer Verbrannten und die Aussätzigen behandelt wurden. Wären dem Schweine, so lautet ein das Thier verherrlichendes Sprichwort, die Flügel gegeben, so würde es ein Engel sein!

Die Schweine des heiligen Antonius genossen das von der Behörde verbriefte und von der Einwohnerschaft der guten Stadt Neapel gewährleistete Privileg, frei und ungehindert, ja, gefüttert von den Devoten, auf allen Straßen und Plätzen umherschweifen zu können, so lange bis sie fett und schlachtreif geworden. Die guten Thiere übten eine Art Wohlfahrtspolizei, und um die Erwerbung von Trichinen sorgte man sich damals noch nicht. Das Fleisch verkaufte man zum Besten der Kirche, und es stand, als von den Pflegeschweinen des heiligen Antonius stammend, in Preis und Ansehen.

Aber die lieben Schweine benahmen sich oft säuisch, wurden nach und nach zur Landplage, und die Reinlicheren unter den Bürgern und die schwach waren auf den Füßen, durften sich kaum mehr auf die Gasse wagen. Dazu kam, daß die Mönche weggegangen waren und die fromme Stätte in eine Abtei verwandelt wurde, die mit der Krankenpflege nichts mehr, sondern ausschließlich mit dem Eintreiben der Oblationen zu thun hatte.

Jetzt wurden die armen Negri mit scheelen Augen angesehen, und es bedurfte nur des Anstoßes, um sie aus der Stadt zu verweisen. Dieser Anstoß, im wirklichen Sinn, kam und zwar bei einer feierlichen Gelegenheit.

Der Canonicus Orlano (er lebte um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Regierung des Vicekönigs Cardinal Don Pasquale d'Aragona) schreibt darüber in seinem Werke Notizie del bello ecc. della Città di Napoli:

Jedes Jahr, am 16. December, begeht man eine sehr feierliche Procession, in der das Blut und das Haupt unseres hohen Protectors Januarius zur Schau getragen wird, und solches zum Dank dafür, daß er uns in dem schrecklichen Ausbruch des Vesuvs vom Jahre 1631 behütet hat. Dieser Procession wohnt der Erzbischof bei, wie der gesammte Clerus, der Herr Vicekönig mit seinen Seitenverwandten und die Stadt. Auf der Hauptstraße des Doms, während ich das Blut und meine Concanoniker das Haupt auf den Schultern trugen, kam ein sehr insolentes Thier (!), eines von jenen (hm!) im vollen Laufe dahergestürmt, durchbrach die Reihe der Träger der heiligen Reliquien, gerieth dem Hochwürdigen Herrn Cardinal von Aragona zwischen die Beine und brachte ihn dem Fall nahe. —

Das war denn eine böse Erfahrung: die Schweine respectirten die Reliquien eines Mitheiligen ihres Patrons nicht mehr? Den Kirchenbann über sie!

Der Vicekönig, ob der Schmach, die freilich vor ihm eine Menge kleinerer Leute erlitten, in hellen Zorn gerathen, erließ noch selbigen Tages ein Decret, nach welchem sämmtlichen öffentlichen Schweinen der Stadt (die Unschuldigen mußten mit den Schuldigen leiden) der Exodus geboten ward. Dieser Befehl brachte andern Tages mehr als achttausend Individuen aller Größen und jeden Alters auf die Beine. Gruppenweise wurden sie auf die Nachbardörfer in Pension gegeben, und kehrten nicht eher in die Stadt zurück, bis sie sich nicht in Schinken und Würste verwandelt hatten.

In Paris verursachte ein Sanct-Antonius-Schwein den Tod des jungen, von Rheims zurückkehrenden Königs Philipp (1699), indem es seinem Rosse zwischen die Beine gerieth. Auch hier wurden diese Thiere in den Bann gethan. Dagegen protestirten die Sanct-Antonianer, indem sie geltend machten, dieses Verbot schädige die ihrem Protector schuldige Achtung,

und mit Erfolg: die Schweine kehrten triumphirend in die Stadt zurück, mußten aber fortan ein Glöcklein am Halse tragen.

Auch nach Neapel kamen sie bald wieder, denn schon damals galt das schöne Sprichwort: Legge napolitana — dura una settimana, und trieben da ungenirt ihr Wesen unter den ihnen wohlgesinnten Bourbonen, bis das Jahr 1860 diese und jene vertrieb.

Auf den Dörfern und in vielen Provinzialstädten herrscht aber das Schwein noch immer und — in jeder Beziehung. Eine persönliche Erinnerung aus meinen italienischen Wandertagen! In Potenza, der Hauptstadt der Basilicata, wußte ich, vor einem Kaffeehaus sitzend, factisch nicht, wohin die Beine bergen. Fortwährend auch kam das schwanke Tischchen in Gefahr, von diesen zudringlichen Bestien umgeworfen zu werden. In den Abruzzen schafft jede Genossenschaft sich das zierliche Thierchen als Ferkel an, das dann Zutritt hat zu allen Häusern, gratis sein Futter bekommt und gratis beherbergt wird, wo es zur Nacht just sich befindet. Ist es fett geworden, so wird es ausgelooßt und dem glücklichen Gewinner mit Musik in's Haus gebracht, um dann zu Sanct-Antonius-Würsten verarbeitet zu werden.

Die Kirche des heiligen Antonius besteht also in Neapel noch immer. 1767 erhielt sie durch den Cardinal-Bischof Sersale, ihren damaligen Abt, eine neue Façade. Heute ist das Haupt dieser Abtei der Cappellano-Maggiore, unter seiner Botmäßigkeit stehen der Vicar, die Priester und die Questuanti oder Bettler der Kirche, die ihr Bettelpatent aus den Händen des Capellans empfangen, denn die frommen Gaben für den Heiligen bilden noch immer die Hauptrente der Kirche.

Diese Questuanten, ähnlich gekleidet wie die Mönche des Tau, haben sich auf verschiedene Sectionen der Stadt vertheilt. Sie verpflichten sich zu einer bestimmten, dem Vicar

allmonatlich abzuliefernden Summe und dürfen den Mehrbetrag zu ihrem Nutzen verwenden. So wenigstens war es noch vor einigen Jahren.

Mit dem Glöckchen klingend, die Büchse mit dem Bilde des Heiligen in der Hand, erschien der Steuereinnehmer des Sanct Antuono vor den Thüren des niederen Volkes und sagte sein Sprüchlein im dicksten napolitanischen Dialecte:

Sant' Antuono abbate e patente
Libera 'sti devote da male lengue — —

Heil'ger Antonius, Abt vollkommen,
Schütze vor bösen Zungen die Frommen,
Feuersbrunst soll sie nicht überkommen.
Heilige Mutter voller Gnaden,
Gieb ihnen Kraft und wehre dem Schaden,
Daß sie in Satans Hand nicht gerathen.

Das Geld klingt in dem Kasten und der Opfernde darf das Bild des Heiligen küssen. Ist aber ein Säugling im Hause, so läßt ihn die Mutter, die da wünscht, daß ihr Kind bald und geläufig sprechen lerne, etwas Wasser aus der Bettlerklingel trinken, das löst die Zunge.

Je näher das Fest rückt, desto dringlicher werden die Questuanten, denn der Ehrentag eines so großen Heiligen kostet Geld. In einigen Ortschaften der südlichen Provinzen feiert man bereits den Vorabend und zwar durch die Versuchungen des heiligen Antonius, wozu allerdings Busch's Bilderwerk nicht als Modell dient. Nach Dunkelwerden, gegen sieben Uhr, ziehen Musikbanden umher, jede angeführt von einem als Abt gekleideten Sanct Antonius, dem alsdann die Mitra nicht fehlen darf, oder als Eremit mit weißem Hemd, schwarzem Mantel, langem Flachsbart, eine rothe Flamme auf der Brust, einen Sack auf den Schultern, mit Pilgerstab und Glöckchen. Auf des Marktes Mitte wird still gestanden. Der Teufel, roth ge-

kleidet, mit Hörnern und Heugabel, kommt um die Ecke und beginnt seine satanischen Versuchungen, die darin bestehen, daß er dem biedern Alten auf den Hals springt, ihn am Mantel, am Hemd, am Gürtel zerrt, ihm endlich Hut und Stock und Glöckchen entreißt. Natürlich endigen diese Versuchungen mit dem Triumphe des Heiligen, dem zu Ehren ein kräftiger Chor angestimmt wird.

So ist denn der Festtag da und mit ihm der Hauptjux. Es wäre interessant, zu berechnen, wie viele hunderttausend Centner Holz in Neapel und Umgegend, dann in sämmtlichen Südprovinzen Italiens an diesem Tage nutzlos in Flammen aufgehen.

Die Stadt Neapel! Ein phantastischer Anblick, großartig, von einer Höhe über der Stadt auf diese hinab, in die Straßen und Plätze hineinzuschauen. Die ganze Walpurgisnacht ist lebendig geworden, und Mephistopheles spricht:

> Da sieh nur hin. Du siehst das Ende kaum:
> Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe,
> Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt,
> man liebt . . .

Oder, da wir nun einmal auf classischem Boden stehen, der Gedanke an die classische Walpurgisnacht auf den pharsalischen Feldern tritt vor unsre Seele:

> Wachfeuer glühen, rothe Flammen spendend,
> Der Boden haucht vergoss'nen Blutes Widerschein,
> Und angelockt von seltnem Wunderglanz der Nacht,
> Versammelt sich hellenischer Sage Legion . . .

Wir steigen in die Straßen hinab:

> Um alle Feuer schwankt unsicher oder sitzt
> Behaglich alter Tage fabelhaft Gebild . . .

So träumen wir, bis uns die Wirklichkeit den beißenden Rauch in die Augen treibt und eine die Straße sperrende breite

Gluth uns zurückjagt. Die Flammen steigen oft bis über's zweite Stockwerk hinaus und der quirlende Qualm wirbelt hoch über die Dächer hin, den Mond verfinsternd. Und immer neues Material wird durch die emsigen Ameisen, von der colossalen Art, herbeigeschleppt, die Ferne war phantastisch, die Nähe stinkt . . . .

Es leuchtet, sprüht und stinkt und brennt,
Ein wahres Hexenelement.

Ihm halten alle Fenster sich verschlossen, vor ihm flüchtet man sich bald hinter die schützenden Wände, und dort wartet auch die überflüssige Polizei das Ende des Mordspectakels ab. Eine Feuersbrunst entsteht beileibe nicht, denn als Feuerwächter breitet Sanct Anton vom Himmelsfenster aus seine Hand über die fromme Stadt.

Und über die Dörfer. Dort haben die Unmündigen mit großen Mäulern den ganzen Tag lang bis zu völliger Heiserkeit ihr

Utoh, utoh, utoh —
Das Holz für Sant' Antò —

gebrüllt und Unmassen von Material zusammengebracht. Hiervon wird auf dem Platze ein Centralfeuer, eine Riesenwaberlohe angezündet. Rings um das Feuer herum sitzen die Weiber und Mädchen auf Stühlen, spinnend, singend, lachend, die Männer und Burschen hinter den Stühlen, kleine Scherze und Neckereien verübend. Im Geheimen werden den Ahnungslosen lange flatternde Lappen oder Streifen Papiers, sogenannte stallone, Eselsschwänze, an die Kleider geheftet, oder man zündet den Spinnerinnen den Flachs auf der Spindel an. Andere laufen und stehlen, verfolgt von den Beraubten, an den kleineren Feuern die Brände.

Ist das Feuer niedergebrannt, so wird die Gluth umher-

gestreut und Jung und Alt springt nun mit lautem Jauchzen darüber hin. An einigen Orten segnet der Pfarrer das Hauptfeuer und jeder sucht dann als feuerwehrende Reliquie eine Kohle oder ein halbverbranntes Stück Holz für sein Haus zu erobern.

Nach Mitternacht sieht es in den Straßen Neapels noch aus, als ob der Himmel seine sämmtlichen Sterne fortwährend zu schnuppen hätte. Mit den glühenden Kohlen treibt der Wind sein Wesen, er wirbelt sie in Funkenwolken über das Pflaster hin . . .

Am andern Morgen hocken und kommen schaarenweis, ihre nackten Füße zu wärmen, die Monelli, die Gassenjungen zusammen und zeigen die Stellen an, wo am Abend vorher die Freudenfeuer gebrannt und den winterlichen Erdball bis in's Centrum hinein erwärmt haben.

Die Glocken haben bereits wieder an einen anderen Heiligen zu denken . . .

Welch' thörichte Verschwendung, spricht der etwas pedantische National-Oeconom und schüttelt sein weises Haupt, wenn er Tags darauf einen armen Teufel für seinen letzten Soldo ein schmales Päckchen Pappelholz erwerben sieht, sich einen Kaffee zu kochen. Das Volk lacht und sagt: Laßt uns heute lustig sein, denn morgen sind wir todt.

Der heilige Antonius aber, mit der Zeit und unter den Händen seiner Erzieher, ist ein höflicher alter Herr geworden. Er macht Gegenbesuche und dankt in Person für die freundlichen Aufmerksamkeiten seiner Verehrer und Verehrerinnen. So sehen wir denn die silberne Statue, reich behängt mit den Hunderten von protzig-prunkenden Geschenken, die ihm an seinem Ehrentag geworden, rastlos durch die zwölf Quartiere der Stadt Neapel, seine Lieblingsstadt, wandeln.



Reste von Mysterien
oder religiösen Schaustellungen.

In diesem Volke des Südens ist der Sinn für dramatische Handlung und Schönes unendlich lebendig geblieben, so ist auch seine Schaulust eine große, wer ihm diese befriedigt, ist stets willkommen. Ob es ein Ferdinand II. mit seinen Festen oder ein Murat war, ob ein Seiltänzer auf der Straße oder ein Marionettenspieler in wackeliger Bude: jeder ist ihm gerade gut genug.

In den Kirchen aber ist immer etwas zu sehen und immer gratis. Kein Theater ist so bunt, so prächtig erleuchtet, so weihrauchduftig, so wohlbesucht und nutzbringend, kein Schauspieler auch, und wäre es einer, der am Abend in einem Hafentheater den rasenden Roland darzustellen hat, besitzt ein so mächtiges, das Trommelfell des Gewissens erschütterndes Organ wie der Pater X da. Die Sache ist bequem, und Abends giebt es für die, welche die Contremarke des Glaubens nicht verloren, noch ein splendides Gratisfeuerwerk auf dem Platze.

In den Kirchen geht es auch ziemlich anständig her. Scandale, wie der vor längeren Jahren in Sarno geschehene, wo sie sich während des Gottesdienstes eine bewegliche Marionette Christus, deren Arme der Sacristan gar zu unanständig

bewegt, einander an die Köpfe warfen, wobei verschiedene Personen verwundet wurden, kommen wohl heute nicht mehr vor.

Gelegenheit zu Scandälchen bieten aber noch heute die frommen Darstellungen in den Provinzen, die ich als Reste der mittelalterlichen Mysterienbühne bezeichnen möchte, oft sind diese an sich etwas scandalös.

Ein solcher Ueberrest ist die Feier des St. Josephstages in Scicli, Sicilien, zu welcher man einen armen Alten preßt. Gewaltsam wird er auf einen ausrangirten Esel gesetzt, wo man ihm eine große Puppe, den Bambino in die Arme giebt, dann geht die wilde Jagd los. Straßauf, straßab, begleitet von allerlei Volk, jung und alt, zu Fuß und Esel, alle mit Fackeln in den Händen, heulend, pfeifend, wird der unglückliche Joseph durch den Ort getrieben. Alle Thüren öffnen sich, alle Fenster, Lichter erscheinen von allen Seiten, lautes Geschrei ertönt von unten, von oben, in allen Straßen brennen große Feuer, mitten durch sie braust das wilde Heer. Der Heilige schreit vor Angst, sein Kind hat er schon einigemal verloren, man drückt's ihm immer wieder in die Arme, und weiter! weiter! An harten Püffen für ihn und seinen Esel fehlt es nicht, als einzige Entschädigung dafür wird ihm der ewig donnernde Zuruf: Hoch der heilige Joseph! Es lebe der Bräutigam der Jungfrau Maria! Evviva die Säule der heiligen Kirche! Am Ende seines Marterrittes muß der unglückliche Bräutigam auf ein paar Tage das Bett hüten.

Ein Ueberrest jener Mysterien waren die Bühnen, die man in Chiaramonte am Schlusse eines Madonnenfestes noch bis 1850 errichtete. Eine davon stellte ein Prätorium vor, wo der Proconsul, umgeben von seinen Schreibern und Trabanten zu Gericht saß. Erschien die Procession vor dieser Bühne, so drang ein Kriegsknecht in ihre Reihen und holte sich den San Bartolommeo am Kragen heraus, knebelte ihn und führte ihn vor

den gar grimmig dreinschauenden Proconsul. Die Verhandlung begann und wurde geführt halb im Dialect, halb in schlechtem Italienisch, auch makkaron-lateinische Brocken waren dareingemischt. Wacker stand der Heilige Rede und verrichtete dazwischen mancherlei Taschenspiel-Wunder: trieb den bösen Geist aus Besessenen, heilte Krüppel und Lahme, ließ Blitze und Rosen vom Himmel fallen u. a. Das machte auf den hartgesottenen Proconsul aber nicht den geringsten Eindruck. Er geräth schließlich in Wuth und läßt den Heiligen unter dem Geheul des Volkes in kunstgerechter Weise schinden. Weiterhin, auf einer andern Bühne (Podium), briet man San Lorenzo auf dem Roste, noch weiter wurde San Vito in den Feuerofen geworfen, wurde Petrus mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt.

Am wirksamsten soll, wie Guastalla (Canti pop. del Circond. di Modica) erzählt, die Enthauptung des Täufers gewesen sein. Seine Vorwürfe ob des bösen Lebens des Königs, die Rache der beleidigten Herodias, die blutige Bitte der Tochter, der Henker, die Enthauptung, das vor dem starrenden Volke hocherhobene, in Wirklichkeit bluttriefende Haupt, das Blut, das auf der Bühne in Kreuzesform zusammenfließen mußte: alles spielte sich auf das Allerlebhafteste vor den Augen des Volkes ab und verfehlte nicht, gewaltigen Eindruck zu machen.

In einem Capitel, J Rossi e i Verdi, berichtet Antonio de Nino über noch in den Abruzzen Bestehendes. Jedes Jahr werden in Roccacaramanica vom Festordner vierundzwanzig Personen als sogenannte Pharisäer eingekleidet: zwölf in rothen Tuniken, zwölf in grünen, alle mit Helmen und Lanzen. Wie die Statisten eines Theaters marschiren sie am Morgen des Charfreitags straff und geräuschvoll zur Kirche bis vor den Hauptaltar, wo auf Kissen der Leichnam Jesu in Lebensgröße aufgebahrt liegt. Dann halten sie den Umgang durch die Seitenschiffe, und die Rothen stellen sich als Wachen um den Todten

auf, die Grünen warten vor der Kirche eine Stunde, worauf sie die Wache antreten. Nach aber einer Stunde kommen die Rothen zur Ablösung und so fort die Nacht hindurch und den anderen Morgen noch. Während der Messe des resurrexit wird auf der Epistelseite des Hauptaltars ein großer Baumast aufgepflanzt, daneben stellt sich ein als Judas Ischarioth verkleideter Mann, der mit Kaiphas einen Streit anfängt. Kaiphas hat einen Hammer in der Hand (?). Judas möchte ihm die dreißig Silberlinge zurückgeben, Kaiphas weist sie hartnäckig zurück. Hier kommt die letzte Ablösung, die Rothen beziehen die Wache und müssen auf das Zeichen des Gloria in excelsis dröhnend zu Boden fallen. Judas wirft sich den Strick um den Hals, erhängt sich am Baume und stirbt. Die Osterglocken fangen an zu jubeln. Die grünen Pharisäer kommen im Laufschritt herein, Christus ist erstanden, aber die rothen Pharisäer liegen todt am Boden und warten auf die Todtengräber. Die Grünen schaffen einen um den andern auf der Bahre hinaus, um endlich auch den Leichnam des Gehängten wegzutragen, dem Kaiphas mit gesenktem Haupte folgt.

In Torricella Peligna wird die Charfreitagsprocession von Pfeifen und Trommeln angeführt. Kinder in schwarzen Hemden folgen, ihnen nach der gute Schächer mit dem Kreuze auf der Schulter, dann Jesus, von einem Alten mit wüstem Barte in weißem Hemde dargestellt. Sein kahles Haupt deckt die Dornenkrone. Stirn und Gesicht sind mit rother Farbe bespritzt: das ist sein Blut. Auch er trägt das Kreuz auf der Schulter und hat die Hände auf den Rücken gebunden. Fünf Juden als Krieger ausgerüstet mit Schwert und Lanze und leuchtenden Harnischen aus Silberpapier. Hinter Jesu her schleicht der böse Schächer mit rußgeschwärztem Antlitz.

Auf der Hauptstraße kommt Jesus vorschriftsmäßig dreimal zu Fall, die Juden richten ihn auf und legen ihm das

Kreuz wieder zurecht. Die Weiber weinen und klagen. Zuletzt kommt die Bahre mit dem Leichnam Jesu und die Statue der schmerzensreichen Mutter. Die Priester unter'm Baldachin singen das Miserere.

Nun folgt eine Scene für die Maler. Vor dem Orte dehnt sich ein weiter Plan, darin ein kleiner Hügel, auf dem Hügel drei Kreuze. Dort hinauf geht die Procession. Oben nimmt man die Figur Jesu aus dem Sarge und lehnt sie an das mittlere Kreuz. Damit endet diese Procession.

In Bari, der Haupt- und Hafenstadt des kornreichen Apuliens, sah ich eine höchst originelle und vor allem malerische Passionsprocession durch die engen Straßen der Altstadt ziehen. Sie steht in allen ihren Einzelheiten mir noch klar vor den Sinnen.

Ein trüber, bleigrauer Sciroccotag . . . .

Eine schwere, dumpfe Musik kündete das Nahen des Zuges an, der einzig vom Volk, ohne jede Begleitung von Priestern, allösterlich in Scene gesetzt wird. Auf schweren, schwarzen Bahren schwankt die mehrere Centner wiegende Colossalstatue, Christus im Garten Gethsemane, gar bunt bemalt, heran. Ihre Träger sind dunkelbraune Fischer, Schiffer, Facchini oder sonstige Vertreter des Tiers-état des Hafens in origineller Tracht. Sie tragen schwarze, grobe Kutten, gegürtet mit Geißelstricken, die Stirnen krönt ein Kranz von starken Dornen, mit grünen Bändern zusammengeflochten . . . So tragen sie keuchend ihre Last durch alle Straßen, je acht Mann an einer Statue, die zu vier und vier abwechseln, tragen sie schon seit frühem Morgen und werden sie freudig bis Mitternacht tragen. Und nicht bezahlt sind diese Leute, nein, sie selbst bezahlen diese Ehre theuer mit schwer verdientem Gelde, bis zu [illegible]00 Lire an die Kirche.

Dem ersten Christus folgte St. Petrus, das Prachtexemplar eines ausgestopften Haushahnes zur Seite, dann ein gebundener

Christus. Das Interessanteste aber waren die Kinder, welche die Zwischenräume der sich im Abstande von 50 bis 60 Schritte folgenden Statuen ausfüllten. Es waren Hunderte der Auserlesensten, alle mit Anwendung vieler Seife und Pomade und buntem Ungeschick zu einer Art unmöglicher Engel herausgeputzt.

Gesteckt waren sie meist in rosenrothe Gazestoffe, mit unzähligen Bändern und Schleifen aller Farben verziert.

Am wunderbarsten war zu schauen der Reichthum, den ein solch kleines Wesen auf seiner ephemeren Engelbahn mit sich schleppen mußte; im gläubigen Wetteifer hatte die Stadt Alles hergegeben, was sie nur irgend an Schmucksachen alten und neuen Gepräges besaß: ungezählte Ringe und Ohrgehänge, Ketten, Spangen, Broschen, selbst Uhren, in solcher Fülle das Alles, daß ein solches Engelchen allein ein ganzes kleinstädtisches Juwelierlädchen reichlich hätte füllen können. Trugen doch Manche nach meiner Schätzung reichlich ein Kilo Goldes an sich. Wie viele Tausende mochte der ganze, endlose Zug werth sein!

Größere, halbverschleierte Mädchen contemplirten in ernstester Weise große, schwarze Kreuze, andere trugen fein säuberlich an zwei Zipfeln das Taschentuch der heiligen Veronica, noch andere gingen mit kleinen zierlichen Eimern daher und stellten die Samariterin am Brunnen dar, der einst lebendiges Wasser geboten ward.

Fester traten die Knaben auf, sie waren in pomphafte Ritter-Rüstungen mit gar stattlichen Helmen gesteckt und trugen ihr Schwert, wie es selbst S. Michael und S. Georg, die sie zu vertreten hatten, nicht besser getragen haben würden. Der Zug wollte nicht enden . . . die bunte übertriebene Farbenpracht, das herzudrängende Volk von beiden Seiten, die oft reizenden Kindergesichtchen . . . ja, das Auge hatte genug zu thun, und die componirende Phantasie brachte so manches Bild

fertig. Dem gebundenen Christus war Christus der Kreuzeslast erliegend gefolgt, es kam S. Johannes, Maria Magdalena, Christus am Kreuze . . . Christus im Grabe, unter Spitzenvorhängen ruhend, von vielen Kerzen umgeben. An dieser Statue hatte frommer Glaube außerdem viele goldene Weihgeschenke in kleinen zierlichen Seidentäschchen aufgehängt, alte Gelübde zu bezahlen, andere zu erneuern. Die weinende Mater dolorosa, ein gesticktes Battisttaschentuch in den Händen, schloß den Zug . . . die Musik verhallte nach und nach . . . . das Volk verlief sich.

An einigen Orten der Abruzzen errichtet man am Feste Corpusdomini noch Bühnen, wo man dann sehen kann: das Opfer Abrahams, wo der Knabe Isaak nackt auf einem wohlgerüsteten Scheiterhaufen liegt, während der Alte mit einem mächtigen Fleischermesser in der Hand zum Stiche bereit steht: ein lebendes Bild des Todes, das nur durch den darüberschwebenden papiergeflügelten Engel der Beruhigung gemildert wird. Die Procession naht, der Priester ertheilt den Segen, Abraham will durchaus opfern, aber zur rechten Zeit wird der Engel, der ihm in die Arme zu fallen hat, herabgelassen.

Auf einer andern Bühne feiert man die Hochzeit der Madonna. Ein Mann als Weib gekleidet vertritt die Jungfrau, ein Alter mit einem Blumenstabe ist Joseph, ein Priester, Simeon, segnet das sonderbare Elternpaar des zukünftigen Bambino. Das Beste an der Sache ist jedenfalls der zur Seite stehende wohlbereitete Tisch. Kaum ist die Procession vorüber, kaum hat Joseph seiner Braut den Ring an den Finger gesteckt, so stürzt er sich auch schon auf die Salami- und Schinkenbrötchen, auch die Sposa vergißt ihrer weiblichen Sprödigkeit und stellt ihren Mann beim Hochzeitsschmause.

Außer den biblischen begegnen wir auch mittelalterlichen Reminiscenzen. In jenem Scicli geht die Sage von einem

hier stattgehabten großen Kampfe zwischen Christen und Türken. Jene, geführt vom Grafen Ruggiero, diese von Belcane, Emir des Thales von Noto. Belcane schlägt den Ruggiero, die Christen fliehen, aber im verhängnißvollen Augenblicke erscheint ihnen die Madonna hoch zu Roß, eine christliche Minerva, und wendet die Flucht zum Sieg. Diese Geschichte wird zu einem Bühnenspiel, in dem der Wortwechsel zwischen den beiden Führern, der endliche Kampf, mit unzähligen Flintenschüssen, der Triumph der Madonna auf's Lebhafteste abgewickelt werden. Seeleute übernehmen dabei die Rolle der Türken, Handwerker die der Christen. Im Triumph wird schließlich die Hohe Frau zu einem Schwebebaum geführt, von dem herab an Stricken hangende Englein sie begrüßen, während eins davon am Fuße des Baumes ihr einen Lobgesang anstimmt und einen Blumenstrauß überreicht. Die Engel des Schwebebaumes sind jetzt Puppen, früher waren es wirkliche lebendige Kinder, die man zu diesem Zwecke und zu directer Beförderung in's Paradies dem Findelhaus entnommen hatte, denn sie überlebten die entsetzliche Wippung nur selten.

Jene Opferung Isaaks war ein Lieblingsstoff des Volkes, dessen es durch drei Jahrhunderte nicht müde geworden: er findet sich schon gedruckt Ende des XV. Jahrhunderts. In seinen Sacre Rappresentazioni druckt d'Ancona dieses Mysterium nach den ältesten Ausgaben ab. Dort leitet ein Engel das Fest ein, indem er in sieben Stanzen die Exposition des Stückes giebt, darauf weckt ein anderer Engel den Abraham, der mit seinem Sohne auf einem Bett schlafend liegt, und giebt ihm den Willen Gottes kund. Abraham ruft darauf Isaak und befiehlt ihm, die Opferung zu rüsten, aber in der Stille, daß Sarah nichts merke. Isaak kniet vor seinem Vater nieder, dann ziehen sie mit Knechten, die auf Eseln Brot und Wasser für sechs Tage und ein Messer mitnehmen, hinaus zum Berge. Die Knechte

frühstücken am Fuße des Berges, Vater und Sohn steigen allein hinauf. Inzwischen ist Sarah erwacht, weinend durchläuft sie das Haus und fragt die Knechte, die sie zu trösten suchen, nach ihren Lieben und endet:

Wie kann ich, ach! der Thränen mich erwehren,
Weiß nicht, ob Mann und Sohn mir wiederkehren.

Die Rührung wird jetzt allgemein, weinend verkündet Abraham, was er mit dem Sohne vorhabe, und weinend beklagt Isaak sein junges Leben und seine arme Mutter:

Kannst du befriedigen den Herren dein,
Laß mich nicht sterben, süßer Vater mein.

Da es aber sein muß, so gibt er sich in's Unvermeidliche, der Vater küßt ihn auf den Mund, kleidet ihn aus und bindet ihn rückwärts auf das Holz. Isaak bittet noch:

Doch eh' ich diesen Leiden geh' entgegen,
Bitt' ich dich, Vater, noch um deinen Segen.

Der erfleht diesen von Gott, faßt den Sohn bei den Haaren und will zustoßen; da erscheint ein Engel und erfaßt seinen Arm. Abraham, für seinen Gehorsam von diesem Engel gepriesen, bindet voller Freuden das Kind los, daß jetzt auf dem Holzstoße knieend Gott mit lauter Stimme dankt, darauf herabsteigt, sich ankleidet, von Abraham unterstützt, worauf die beiden in dem Gebüsch einen schönen Widder entdecken, der geopfert wird. Voller Jubel steigen sie den Berg hinab, Isaak trägt das Messer und singt und jubelt, daß es durch die Berge klingt:

Wärst du nicht Gott, der Himmel wäre Hölle
Und was mit dir nicht lebt, muß immer sterben.
Du bist das höchste Gut, das wahre, größte
Und ohne dich wär' Jammer auch das Beste.

Am Fuße des Berges kommen ihnen die Diener entgegen und einer spricht:

Ihr kommt so wohl zurück, ihr unsere Herren,
Wie freut uns Isaak, dein schönes Singen.
Noch gestern schienen eurer beiden Herzen
Von Angst erfüllt, von Klagen und von Schmerzen;
Heut zeigt ihr uns mit Thaten und mit Worten
Daß Freude einzog durch des Hauses Pforten
Und ist's erlaubt, so bitten wir, zu sagen
Uns, was in Lust verkehrte euer Zagen.

Sie erfahren es und kehren dann nach Haus zurück. Sarah empfängt sie weinend, küßt erst den Sohn, dann den Gatten, und fragt sie über ihre lange Abwesenheit. Abraham setzt sich, Sarah ihm zur Seite und Isaak erzählt in fünf Stanzen, was geschehen. Die Mutter sieht jetzt ein, daß sie recht hatte mit ihrer Trauer, und sagt endlich:

Ein Wunder war's, aus dem du mir geboren,
Ein größ'res Wunder bracht' dich mir zurücke,
Mit wie viel Schmerzen hätt' ich dich verloren,
So sei jetzt Gott gelobt ob meinem Glücke.
Jetzt, da sich schloß des großen Schmerzens Pforte,
Soll singen man und tanzen hier am Orte,
Daß jeder mit den Engeln Gottes denke,
Der uns verhalf zum herrlichsten Geschenke.

Sarah und alle die im Hause, mit Ausnahme Abraham's und der beiden Engel, des einen, der ihm die Verkündigung machte, und des andern, der ihm auf dem Berge erschien, beginnen einen Tanz und singen ein Loblied. Nach dem Tanze entläßt der Engel der Verkündigung das Volk:

Und ganz beseelt von Lieb' und heil'gem Glauben
Geht jetzt nach Hause, wie wir euch erlauben! —

Das angeführte abruzzesische Festspiel ist also ein Rest dieser alten Mysterien, wie auch die Hochzeit der Madonna, wenn diese Vorstellungen auch zu bloßen lebenden Bildern herabgesunken sind. In Sulmona, der Geburtsstadt des Ovidius, feierte man noch vor einigen Jahren am 10. December die Versetzung des heiligen Hauses von Loreto. Künstliche Papierwolken, mit einem Ausschnitt für einen transparenten Mond, verhüllten den Altar und bewegten sich hin und her; dann schwanden sie plötzlich und von Hunderten von Kerzen beleuchtet erschien das heilige Haus mit der Statue der Madonna darin, das sich gegen das Publicum bewegte. Das giebt es heute nicht mehr, aber die Geburt Christi, seine Passion, die Abendmahlsdarstellungen haben sich in vielen Orten Italiens noch erhalten und arbeiten meist nach alten Texten. Interessant ist es zu sehen, wie sehr beliebt beim Volke, dessen Phantasie ja zumeist von der Kirche großgezogen wird, solche heilige Schauspiele sind, sie gehen ihm über das weltliche Theater. Pitrè erzählt, wie eine Schauspielertruppe in Castelbuono auf Sicilien Schiffbruch gelitten, wo sie auf den Rath eines Landeskindes es mit einer Sacra Rappresentazione versuchte und so viel Zuspruch aus nahen und fernen Ortschaften erhielt, daß sie sich glänzend retten konnte. Später wiederholte man dieses „Mortorio" auch in Palermo auf dem Theater Principe Umberto und mit demselben Erfolge. Solche Schauspiele sind: die Kreuzesabnahme mit den Personen: Maria Magdalena, Johannes, vier Juden: Misandro, Nizech, der Centurione und Longinus, Joseph und Nicodemus; dann die „Agonia", Le tre ore dell' Agonia", dann die Geburt Christi: „La nascita del verbo umanato". Schon gegen 1650 gab es „Il nascimento del Bambino Gesù" von Cherubini Belli, das „Dramma pastorale sopra la nascita del Bambino Giesu — 1661 — von Sebastiano Lumbo, von ebendemselben der „Viaggio

de' tre Re Magi — 1661; von Vincenzo Pandolfo die „Sacra Rappresentazione della natività di N. S. G. C. — 1667 — u. v. a.

Die „cene parlanti“ und die „cene mute“ werden am Gründonnerstag in dem Stadtviertel Borgo von Palermo dargestellt und viel besucht. Mit heiliger Inbrunst wohnt das niedere Volk der Fischer und Schiffer dem Schauspiel bei, und verfehlt nicht, seinen Haß gegen Judas Ischariot, der durch Augenverdrehen, Zusammenpressen der Lippen und abgerissene Worte seinen nachfolgenden Verrath zu verstehen giebt, lebhaften Ausdruck zu geben. Die „cena“ in der Engelskirche, gegenüber dem Monte di San Rosalia, wird von den Mitgliedern der Congregation, welche meistens Salzfleischhändler und Fettkrämer sind, indem sich alle als Juden verkleiden, ohne Frauen natürlich, dargestellt. Diese Herren sind meistentheils reiche Leute und halten darauf, den Tisch auf Meiningerart herzurichten: alles ist echt, alles ist fein: das feine Damasttuch, die schweren silbernen Bestecke und Tafelaufsätze, die Porzellangeschirre u. s. w. Pitrè citirt einige Verse, die Pontius Pilatus declamirt, die man nicht ohne Heiterkeit lesen kann. Er ist verzweifelt, da er sich zwischen zwei Stühle gesetzt, und delirirt, während der Centurione mit den Soldaten sich nach Golgatha aufmacht:

> Tiberius ruft mich nach Rom? Verbannt
> Wird Pontius also sein und nach Vienna
> In Gallien hinten ruft ihn sein Geschick!

Worauf der Centurione antwortet:

> Nicht weiter, Pontius, du beginnst zu faseln;
> Was da Verbannung, Gallien und Vienna!

Die Sprache in diesen Dramen ist übrigens so schlecht nicht,

sie nimmt nie die steife Sprödigkeit unserer zeitgenössischen Muttersprache an und classische Erinnerungen werfen durchgehends ihre Streiflichter darüber. Es gelang mir, da ich in Altneapel eine Antiquarbude durchstöberte, zwei dieser Dramen aufzufinden. Ihr Titel heißt: „Die Passion unseres Herrn Jesus Christus, Tragödie von Lorenzo Brunassi. In Neapel 1745. Bei Johann von Simone. Mit Erlaubniß der Obern.“ Das Personenverzeichniß weist auf: Christus, Maria, welche nicht sprechen. Chor der Engel. Johannes, Petrus, Judas Ischariot, und andere Apostel, welche nicht sprechen. Nicodemus. Joseph von Arimathia. Maria, Frau des Kleophas. Maria Magdalena. Kaiphas, Hoherpriester. Hagaz, Oza, Priester. Pontius Pilatus. Centurio. Diener des Hauses Pilatus. Magd des Kaiphas. Beamter des Hohenpriesters. Eine Menge Priester, Aelteste und Rabbiner. Die Musik der Chöre ist von Herrn Jacob Sellitti, napolitanischem Capellmeister. — Es ist in Prosa geschrieben. — Das andre heißt: „Die Darstellung der Passion unsres Herrn Jesus Christus. Durch Bemühung Marones, Dias und andrer Autoren. In diesem letzten Drucke ist die Ordnung der Scene in etwas abgeändert, wie man auch die Länge abzukürzen versuchte, da man einige musikalische Compositionen zu allen Erscheinungen der heiligen Mysterien hinzufügte. In Neapel 1771. Auf Kosten des Nuntius Rossi und bei demselben zu verkaufen in seinem Buchladen mit zwei Thüren, unter dem Palaste des Herrn Herzogs von Monteleone.“ Die „Interlocutori“ dieses Stückes sind Christus unser Herr, Jungfrau Maria seine Mutter, Maria Kleophas, welche nicht sprechen. Veronica. Engel I und Engel II, die bei jeder Erscheinung des Mysteriums auftreten. Der Engel Tröster. Der weinende Engel. Die Barmherzigkeit Petrus, Johannes, Judas, Apostel Christi. Marcus, Schüler Christi. Andre Apostel, die nicht sprechen, beim Abendmahl und im Garten. Kaiphas,

Pontifex von Judäa. Alexandros, Abind, Priester. Ephraim, Nicodemus, Samuel, Eleazar, Joseph von Arimathia, Misandros: im Rath auftretend. Pontius Pilatus, Präsident in Jerusalem, Nizech, vom Hause des Pontifex. Centurionen-Hauptmann, Magd, ein Page des Pilatus. Knecht Joseph's. Longinus, Lanzknecht, Zeuge I, Zeuge II. Ein Soldat, der spricht. Trompeter. Ausrufer. Zwei Tyrannen. Erscheinungen als Soldaten gekleidet. Zwei Soldaten mit Eisenstäben. Erscheinungen, welche in dem Tagewerk vorkommen: 1. Das Abendmahl des Herrn, mit Aposteln. 2. Anbetung im Garten, mit Aposteln. 3. Der Herr gebunden. 4. Die Geißelung an der Säule. 5. Ecce Homo. 6. Zweites Ecce Homo. 7. Erscheinung des allerheiligsten Gekreuzigten. 8. Zweite Erscheinung des Gekreuzigten, mit der Lanze verwundet. 9. Die Kreuzesabnahme. — Wandlungen der Scene: Wald. Stadt. Pontorium. Zimmer des Kaiphas, des Pilatus, des Marcus.

Freund Leser!

Was immer du in diesem Tagewerke siehst als abweichend von katholischer Gesinnung, sei dir bedeutet, als Personen in den Mund gelegt, die unserm Herrn Jesus feindlich gesinnt waren. Was diejenigen betrifft, die solche Personen schrieben und darstellen, so erklären sie, daß ihre Ueberzeugung von der christlichen Religion so fest ist, so beständig, daß sie dieselbe jederzeit mit ihrem Blute besiegeln würden; Lebewohl! — Dies Stück ist in Versen geschrieben. —

Und nun zum Schlusse noch etwas Lustiges. Vor einigen Jahren wohnte ich hier in Neapel einer Darstellung der „Nascita del verbo umanato", der Geburt des göttlichen Wortes, in dem kleinen Vorstadttheater der bekannten Donna Peppa bei, in dem eine etwas zweifelhafte Schauspielertruppe ihr Wesen trieb. Das Publicum bestand aus Männern, Frauen und Kindern

der niedersten Klasse, und das Theater glich, dementsprechend, dem Stalle in Bethlehem vor seiner Reinigung. Das Orchester bestand aus einer Trompete und einem Contrabaß, die sich, da des Andrangs wegen das „Orchester" geräumt war, in einem Winkel rechts und links unterhalb der Bühne „zusammengedrängt" hatten. Die Scene zeigt das Wirthshaus „Zu den drei Königen" und Pulicinell, der Günstling des napolitanischen Volkes, ist der Wirth davon. Er beginnt über die schlechten Zeiten zu klagen, giebt seinem Kellner eine lustige Anweisung, die Gäste zu betrügen, und weckt endlich seine am Boden schlafenden Hirten mit Fußtritten, sie auf's Feld zu den verlassenen Herden jagend. Dort folgt die Erscheinung des Engels der Verkündigung, der sich genau der Worte des Lucasevangeliums bedient: „Nòn temiate; perciochè io vi annunzio una grande allegrezza, che tutto il popolo avrà; cioè: che oggi nella città di Davide, vi è nato il Salvatore, che è Cristo, il Signore! E questo ve ne sarà il segno: Voi troverete il fanciullino fasciato, coricato nella mangiatoia." Unterdessen tritt Joseph mit Maria auf, beide todmüde und Maria noch dazu in einem Zustande, der keinen Zweifel über die sehr nahe bevorstehende Menschwerdung des „Verbo" zuläßt. Sie jammert und stöhnt im besten Neapolitanisch, das Publicum, tief gerührt, spricht ihr Trost zu oder bedauert sie lebhaft, besonders die Frauen. Pulicinella tritt auf und macht schlechte Witze. Joseph zankt mit ihm und verlangt ein Abendessen und Nachtlager, worauf sie in das Innere gehen. Ein goldener Papierstern schwebt daher, und ihm folgen die Hirten, dem Padrone ihr nächtliches Abenteuer erzählend. Der will es nicht glauben, aber — auf einmal fällt Trompete und Baß in wildes Entzücken, der Vorhang, der das Innere deckte, theilt sich und man sieht die Himmelskönigin in heller Beleuchtung auf einem Stuhle sitzend, das ebengeborene Kind, eine große Puppe, mit

erhobener Hand auf dem Schoße. Das Publicum bricht in einen lauten Jubelapplaus aus, die Trompete weiß vor Lust nicht was sie von sich geben soll, und die Hirten fallen anbetend auf die Kniee. Dann kommen die Könige aus Morgenland und bringen ihre Gaben dar. Zuletzt lebhafter Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, durch eine feuerspeiende Schlange und einen schwertschwingenden Engel dargestellt. Die Schlange wird erschlagen, das Gute triumphirt, dem Publicum ist sein Recht geschehen. Trotz der argen Mischung des Profansten mit dem Heiligsten war das Publicum sichtlich erbaut und manches Auge glänzte in Thränen. Ein Zug, bezeichnend für die Stimmung, sei hier noch erzählt. Als die Hirten, auf der kleinen Bühne etwas im Raume beengt, bis in die Lampen hineinlagen, ragte der Arm des einen, eines als Mann verkleideten Mädchens, bis in's Orchester, so daß die Hand, eine weiße, magere Hand mit einem blitzenden Ringe daran, einer davorsitzenden Fischersfrau fast bis in's Gesicht reichte. Sie säugte ihr Kind und war voll tiefster Andacht dem Gange der Handlung gefolgt. Das Herz voll Inbrunst, suchte sie dieser Ausdruck zu geben, daß sie die beim Schauspiel betheiligte Hand und den Ring innig küßte. Gott weiß, welcher Heiliger ihr dabei vorschwebte, oder war ihr der Hirt durch seine Betheiligung an so hohen Dingen schon unter die Heiligen gerückt? Oder war ihr ästhetischer Sinn erregt? —

Viertes Intermezzo.

Einige Scenen aus einem altitalienischen Weihnachtsspiele.

Der Engel der Verkündigung hat den schlafenden Hirten, Nencio und Nencietto, Bobi und Randello die Geburt Christi angezeigt, und Randello spricht zu den Hirten:

Ja, Kameraden, das sind große Zeichen,
Die uns der Allerhöchste that vertrauen,
Damit in Fleisch und Blut wir seinesgleichen,
Den König aller Himmel sollen schauen.
So laßt uns alle denn mit Andacht gehen,
Den Herrscher Himmels und der Erd' zu sehen:
Geboren ward zu Bethlehem er dort,
Wie uns verkündet hat des Engels Wort.

Nencio antwortet dem Randello:

Randello, ganz gewiß sind diese Worte
Uns allen recht vom Herzen auch gesprochen,
Wir machen auf den Weg uns nach dem Orte,
Und wollen fragend an die Thüren pochen,
An unserm Thun soll nimmermehr es liegen,
Daß solche große Freude bleib verschwiegen.
Doch eh' wir gehen, laßt uns nicht vergessen,
Die Zeit ist da, das Abendbrod zu essen.

Randello antwortet dem Nencio:

Was du, Gefährte, uns da vorgeschlagen,
Das muß ein Jeder wohl vernünftig nennen,
Der Durst, der thut mich gar gewaltig plagen
Und lange fühl ich auch den Hunger brennen.
Und nach dem Essen könnten wir dann eilen,
Ohn' auf dem Weg uns weiter zu verweilen.
Doch laßt uns gute Käse mit uns nehmen,
Ohn' ein Geschenk, wir müßten uns ja schämen.

Sie setzen sich nun zum Essen nieder, währenddem singen die Engel eine Lauda des Don Antonio Siena, am Ende dieser betet Maria das Kind Jesu an, Joseph thut desgleichen. Dann erheben sich die Hirten und Nencio sagt:

Es scheint mir, daß es Mitternacht geschlagen,
Schon leuchten die Plejaden, laßt uns gehen.

Bobi antwortet:

Zusammen trafen oben Horn und Wagen,
Und manche Sterne schon verändert stehen.

Randello sagt zu den Gefährten:

Laßt nicht den Tisch gedeckt zu dieser Stunde,
Die Teller brächen sicher uns die Hunde.
Nencietto, räum' sie weg, 's ist deine Sache
Und halt' dann bei den Schafen für uns Wache.

Nencietto antwortet:

Warum doch laßt ihr hier mich so alleine,
Meint ihr, mit mir wär sonst nichts anzufangen?
So klein ich bin, ich habe gute Beine,
Des Engels Mär ist auch an mich ergangen.
Gleich euch auch will ich die Geschichte sehen,
Die dorten ist zu Bethlehem geschehen.
Ich laß das Vieh, den Gottessohn zu ehren,
Und will doch sehen, wer mir's mag verwehren.

Er wird von den andern bedroht, muß sich schließlich fügen und zu Hause bleiben, die übrigen rüsten sich zur Wegfahrt, und Bobi fordert Randello auf, die Hunde zu nehmen.

Randello, nimm Giordano an die Leine,
Ich werde Falconcello mit mir führen,
Um diese Zeit geht man nicht gern alleine,
Da schleicht das böse Wesen um die Thüren.
Seid ihr bereit? Wohlan, so laßt uns gehen
Zu Drein vereint, das Kindlein dort zu sehen.
Wie wird es unser Herz mit Trost erfüllen,
Sehn' wir des Himmels Herrn in ird'schen Hüllen.

Sie machen sich auf den Weg, Nencio nimmt einen Sack mit, Bobi sechs Aepfel, Randello verschiedene Käse, so gelangen sie vor die Hütte, wo Nencio spricht:

Mit großer Ehrfurcht sind wir hergekommen,
Zu Euch, dem Kind die Ehren zu erweisen,
Zu seh'n, wie wir vom Engel es vernommen,
Den wahren Gott, der Allen ward verheißen.
Wir wandelten voll Hoffnung unſ're Pfade
Und bitten nun um eine einz'ge Gnade:
Daß unser Herz als Herren diesen grüße,
Und wir in Demuth küssen seine Füße.

Nencio küßt dem Kindlein die Füße und erhebt sich, Bobi kniet nieder und sagt:

Gott grüße dich, du Kindlein ohne Mängel,
Der einem Heil'gen gleich (sic!) du trägst die Sonne!
Verkündet ward uns diese Nacht vom Engel
In großem Glanz und voller Himmelswonne,
Wie du an Güte alle überragest
Und voller Mitleid selbst die Sünder tragest.
Kaum hatt' ich diese frohe Mär vernommen,
Nahm ich sechs Aepfel und bin hergekommen.

Randello kniet wieder und spricht:

> Willkommen, Herr, deß Segen ob uns walte,
> Der du hast Ochs und Esel zu Gefährten,
> Das Väterchen zur Seite hier, das alte,
> Und dieses Weib, demüthig von Gebärden.
> Möcht' meine arme Seele dir empfehlen,
> Du Herr und Heiland, Vater aller Seelen,
> Laß zum Geschenk dir diese Käse weihen,
> Ein Stücklein spielen dir auf der Schalmeien.

Randello bläst die Weihnachtscantilene auf dem Dudelsacke, dann spricht Joseph (in dessen Rede die gar große Naivität zu bewundern ist):

> Ich dank' Euch für die Käse auserlesen,
> Ihr habt ihn uns zu reichlich nur gegeben,
> Mit Zweien wär' es ja genug gewesen,
> Die andern konntet ihr für euch aufheben.
> Doch Jesus wird vergelten schon beizeiten
> So viel der Liebe und der Freundlichkeiten.
> Zum Feuer setzt euch, leider fehlt's an Bänken
> Und auch an Wein, sonst würd' ich gern euch schenken.

Bobi antwortet dem Joseph:

> Deswegen, Joseph, sollst du dich nicht kränken,
> Ich hab' da eine auserles'ne Flasche
> Und mag ganz gern an einen Imbiß denken.
> Was hast denn, Nencio, du in deiner Tasche?

Nencio spricht:

> Ich habe bei mir einen Märzenkäse,
> Den theilen wir, gieb mir einmal das Messer,
> Und breite diesen Sack, da gern ich säße,
> Am Boden aus, es sitzt sich etwas besser.

Sie essen, und nach dem Essen sagt Nencio zu Joseph:

Nun, Joseph, sieh, schon fängt es an zu dämmern,
Wir müssen scheiden von dem Kind, dem lieben,
Und heimwärts geh'n zu den verlass'nen Lämmern,
Die ohne uns're Obhut sind geblieben.

Joseph antwortet den Hirten:

Ich bitte sehr, laßt Euch bald wiedersehen,
Bis dahin mag Euch Christ zur Seite stehen.

Die Hirten entfernen sich, vor der Hütte erscheint ein Engel, der spricht:

Auf, Joseph, auf, mußt dich von hinnen heben,
Mit Kind und Mutter aus dem Lande fliehen!
Herodes stellt dem Kindlein nach dem Leben,
Drum mußt hinab du nach Egypten ziehen
Und dorten weilen bis wir dir bekunden,
Daß die Gefahr hier wiederum verschwunden.
Brich auf, brich auf, die Zeit enteilt im Fluge,
Verzieh' nicht mehr, Gefahr ist im Verzuge.

Joseph sagt zu Maria:

Maria, hörst du nicht? Erwach', erwache,
Besteige rasch den Esel mit dem Knaben,
Herodes droht ihm Schimpf und Schmach und Rache,
Wie Engelsworte mir verkündet haben,
Wir fliehen eilig auf Egyptens Erde,
Daß jener böse Plan vereitelt werde.
Die Nacht ist dunkel, mühsam sind die Stege,
Den Himmel fleh' um Licht auf unserm Wege.

Sie entfernen sich, und nachdem sie fort sind, sagt Herodes:

Nun wohl! Ihr Schicksal wird sie bald erreichen,
Jetzt braucht es nur Soldaten noch vor allen,
Daß auf ein Wort, auf ein geplantes Zeichen
Gefangen alle, sie dem Stahl verfallen.
Auch du komm' hierher, Meister Henker, schnelle,

Sei mir mit den Bewaffneten zur Stelle,
Du tödtest jeden, den ich dir bemerke.

Der Henker antwortet:

Ich folge dir und bin bereit zum Werke.

Die Säugemütter treffen sich auf dem Wege zu Herodes, und eine, die den Namen Tarsia führt, spricht zu den andern:

Wohin wollt ihr, Gefährtinnen, doch gehen?
Ihr scheint recht voller Frohsinn hinzuschreiten.

Eine, die Chalcedonia heißt, antwortet:

Herodes will an seinem Hof uns sehen,
So ging jüngst sein Gebot in alle Weiten.

Tarsia antwortet und sagt zu den andern:

Das trifft sich, wir auch wollen dahin wandern,
So gehn vereint wir jetzo mit den andern.

Chalcedonia fragt die Tarsia:

Sag', welchen Namen trägt das liebe Seelchen?

Tarsia antwortet:

's heißt Abraham.

Chalcedonia:

Und meines Samuelchen.

Eine, die Candidora heißt, spricht also zu Monusmelia:

Was seh' ich, Monusmelia, deins ist krätzig,
Bring's ja zu nahe nicht den andern Kleinen.

Monusmelia antwortet:

's ist etwas Milchschorf nur.

Candidora erwidert:

Nein, 's ist aussätzig,
Und Ungeziefer hat's, das will ich meinen.
Schau her, wie weiß und rein ist doch das meine,
's ist hundert Gulden werth, dies blonde feine.

Monusmelia antwortet zornig:

Ja, wunderschön deucht mich das arme Wichtchen
Mit dem geleckten Affenangesichtchen.

Tarsia macht Monusmelia Vorwürfe und sagt:

Hast, Monusmelia, du den Kopf verloren?
Was wird das für Scandal vor'm König geben!

Monusmelia antwortet:

Es scheint, die Candidora hat geschworen
Heut aller Welt zu Tort und Dampf zu leben.

Candidora sagt zu Monusmelia:

Ich werde, Weib, dich zur Raison schon bringen,
Dein Trug soll dir bei Niemand mehr gelingen.

Chalcedonia sagt zu allen:

So schweigt doch, wär't ihr alle doch des Todes,
Geh'n lieber frisch und froh wir zu Herodes.

Sie gehn zu Herodes und Tarsia sagt:

Herodes, der du Alle uns berufen,
Zum Mahl mit unsern Söhnen zu erscheinen,
So sieh' uns hier an deines Thrones Stufen,
Gehorsam einem Willen, Herr, dem deinen.

Herodes spricht zu den Müttern:

Ist keine auf dem Weg zurückgeblieben,
Seh' ich euch all' versammelt, meine Lieben?

Chalcedonia antwortet dem Herodes:

Wer deinen Ruf in Reich und Volk vernommen
Und kommen sollte, ist gewiß gekommen.

Herodes sagt für sich:

Die List, von einem Menschen angeschlagen,
Hat heut' Prophetenweisheit überwunden,
Und denen, die vom Kindlein soviel sagen,
Wird nun der Mund verstopft und zugebunden.
Salzlose Kürbse ihr, beschränkte Thoren,
Wer sagte mein Geheimniß euren Ohren?

Von meinem Reiche wollt' er mich vertreiben —
Nun soll er sterben, ich doch werde bleiben.

Er wendet sich an den Henker und spricht:

So sollt ihr den verheiß'nen Lohn denn haben:
Auf, Meister Henker, kannst dein Werk beginnen!
Gieb schleun'gen Tod hier allen diesen Knaben
Und sorge, daß nicht einer mag entrinnen.
Laß alle über deine Klinge springen,
Vorwärts! und mag die Arbeit gut gelingen.

Der Henker antwortet:

Ich thu's, doch jammert's mich der armen Wesen.

Herodes sagt:

Nur drauf und mach' kein langes Federlesen.

Jetzt werden alle Kinder erschlagen und als sie todt sind, hebt ein großes Klagen an. Carsia beweint ihr Söhnlein und spricht:

Hin bist du, süßes Kind! Hin! ach, erschlagen!
O Unglück, Jammer! Schmerzenreichste Wehen!
Mein Mann, o weh! was wird er dazu sagen!
Hätt' ich doch nie das Licht der Welt gesehen,
Weh, Schwestern, weh, was hat er angerichtet,
Wie sind die Seelen trostlos und vernichtet!
Der Lohn des Königs, unser thöricht Sehnen,
Verwandelt hat er sich in Schmerz und Thränen.

Chalcedonia beweint ihr Kind und sagt:

Sagt, ist das noch das Kind, das ich gezeuget,
Das ich in Schmerz und Kummer mußt' gebären?
Ist das wohl jenes Kind, das ich gesäuget
Und mit so großer Liebe that ernähren?
Du traurig Schicksal, Habgier, du verfluchte,
Du schufst mir Jammer, wo ich Ehren suchte.
O Mann, der du gleich mir vertraut dem Golde,
Jetzt bring' ich todt zurück dein Kind, das holde.

Candidora beweint auch das ihre und spricht also:

O armer Vater, ach! was kannst du machen?
Was sagst du, siehst das Kindlein du, das todte?
In meinem Leben werd' ich nie mehr lachen —
Wer wird mir dienen nun als Trauerbote?

Monusmelia sagt:

Laßt uns nicht länger bei dem König weilen,
In Trauern wollen wir nach Hause eilen,
Nach Hause, wo die Väter ob der Knaben,
Der todten, wir zu trösten werden haben.

Tarsia sagt zu Herodes:

Was that'st du, Grausamer, im Uebermuthe,
Ist das der Lohn, den du uns wolltest reichen?
Statt Gold's hab' ich die Hand gefüllt mit Blute . . .
An Bosheit hast du keinen deinesgleichen.

Herodes antwortet den Müttern:

Ihr sprengt die Ohren mir, was nützt das Reden?
Bald geb' ich andre Strafe einer jeden!
Zum Teufel! hebt euch allesammt von hinnen!

Chalcedonia ruft ihm zu:

Daß du die Pest, du Scheusal, magst gewinnen!

Der Engel tritt vor und verabschiedet die Zuschauer mit diesen Worten:

Volk, das du den Erlöser hast gesehen
So arm und niedrig und mit Nöthen ringen,
Wie Hirten dann und Weise zu ihm gehen,
Die ihm Geschenke voller Andacht bringen,
Herodes dann ihm nach dem Leben trachten
Und voller Grausamkeit die Kindlein schlachten:

Sei sündlos Leben euch vom Herrn beschieden.
Wir danken euch, und geht nun hin in Frieden! —

* * *

Hirten und Bauern waren des Theaterpublicums jener Zeit Lieblingsfiguren, die auch mit dem Untergange der Mysterienbücher nicht ganz verschwinden sollten, und noch heute jede Weihnacht als Pifferari in Rom und Zampognari in Neapel von den Gebirgen herabsteigen in die Ebenen, in die großen Städte, zu thun, was ihre Urväter vor bald zwei Jahrtausenden thaten: das Christkindlein bei seiner Geburt mit den Klängen ihrer ländlichen Schalmeien zu grüßen. Diese Hirtenscenen sind von jenem kräftigherben Duft erfüllt, wie er der römischen Campagna und den Berghängen des südlichen Apennin im Hochsommer eigen: kein Patchouli, aber auch kein Düngergeruch, sondern Heu und Minze. Kein Dünger, denn nie verfällt ihre Sprache in jene Trivialität, ja plumpe Rohheit, wie sie sich in derartigen alten deutschen Spielen so breit macht — das angeborene Schönheitsgefühl der Italiener erlaubte das nicht.

Ich citire V. Hehn, wo er sagt: Man vergleiche die Bildnisse Tizians mit den gleichzeitigen Holbeins, oder das große an Porträtfiguren reiche Gemälde von Bonifazio: Uebergabe der Schlüssel von Verona an den Dogen von Venedig — mit der Zusammenstellung von Reformatoren und deren Zeitgenossen bei Lucas Cranach, — dort die prächtigsten Charakterköpfe, hier lauter treue viereckige Doggengesichter.



Kitharöden

in Lumpen.

Müßig gesell' ich mich gern zu dem Schwarm, der sich auf dem Molo
Täglich versammelt und dort, Roland, dein Heldengedicht
Gierig vernimmt und die Lumpengestalt angafft mit Entzücken,
Die mit Begeisterung dich, schwärmender Dichter, erklärt.
Alles lauscht, es naht aus dem Schiff der ermüdete Seemann,
Halbnackt setzt man im Kreis sich um den Leser herum.
Nieder zur Erde stellt der Lazzarone die Körbe,
Wasser bringt auch das Weib, Traub' und Citrone herbei.
So vernimmt man die Thaten des Helden, die Wunder der Dichtung,
Und des Himmels Azur lächelt auf alle herab.
Meer und Stadt und den schönen Vesuv, und den Golf und die Insel
Immer vor Augen, verweilt gerne der Dichter sich hier.
Und der Vorzeit gedenkt er, da unter glücklichem Himmel
Einst vom Achill und Uliß Griechen der Sänger erzählt.

(W. Waiblinger, Bilder Neapels.)

Wie frostig und nebelgrau ist dieser Norden. Ich habe ihn verlassen, habe die Alpen überklettert durch nasse Wolken hindurch. Jetzt scheint die Sonne so schön, das Leben quillt freudig und weich aus dem Boden, aus jeder Mauerritze, und je tiefer ich in das Land hinein- und hinabwandre, desto wärmer und leichter wird's. Ich werfe meine Pelzkappe weg und kaufe mir einen Strohhut, ich hänge meinen dicken Ueberzieher an einem goldenen Sonnenstrahl auf, trage Tanzschuhe statt der doppelsohligen Rindsledernen, lasse die Kartoffeln

stehen, esse Orangen, wenn ich Durst habe und wenn mich hungert — ich werde in Neapel nicht verhungern, gewiß nicht, denn ich kann vorlesen, mit Donnerstimme, mit lebhafter Mimik, mit rollenden Augen und wallender Mähne (schade, daß dem Menschen des Löwen Schweif versagt ist!), mit all dem classischen furor poeticus. An verständnißinnigem Publicum fehlt's mir hier nicht: meiner Straßenkehrer, Wasserhändler, Facchini, Topfstricker und Schuhflicker, Portiers, Fischer und Schiffer, meiner Gassen- und Zeitungsjungen bin ich sicher, ja sicher. Sie kommen heute, sie kommen morgen wieder, sie kommen das ganze Jahr, und wenn ich's nicht satt kriege, sie, die weichen Seelen, werden nicht satt.

Und auf welcher Bühne darf ich lesen! Man schmelze die landschaftlichen Schönheiten aller deutschen Städte in Eins zusammen, so bekommt man noch lange keinen Platz, der meiner Bühne gliche.

Ich lese nämlich in Neapel, am Molo, an der Hafenstraße in dem palmengeschmückten Giardino del Popolo, vor mir das große, blaue Meer, das mit einer schimmernden Perlenschnur sonniger Städte gegürtet wird: Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata, Castellammare, Vico Equense, Sorrento, der Insel Capri, und als Amethyst schimmert darin der alte Vesuv. Schiffe kommen und gehen, Gedanken bringend und mit Gedanken beladen in's Weite segelnd.

Hinter mir steigt die feurige lebenslustige Theaterstadt leuchtend in's warme Himmelslicht hinein, die rebengrünen Berge hinan, wo die Orangengärten blühen und die weißen Villen und Wohnhäuser schimmern. Welch' buntes Treiben allüberall und zu allen Stunden, sorglos, dem Heute lebend, welch' tönende Fülle nichtsnutziger Lebensäußerungen, und doch wie fest verankert steht man inmitten dieser Brandung. Ich bin glücklich . . . .

Ja, wenn ich dieser Glückliche wäre. Ich aber sitze in meiner schattigen Zelle, gesenkten Kopfes, den Mund geschlossen, in zwei farblosen Farben arbeitend: Schwarz auf Weiß.

Der Glückliche ist ein Anderer, ist jener Kitharöde in Lumpen, der Cantastorie, Geschichtssänger, wie ihn sein napolitanisch Volk mit Stolz nennt.

Aber die Geschichte, die er singt, ist keine Geschichte, es ist Dichtung, Fabel, Erfindung, die dem gläubigen Volke die Bedeutung der einst sich wirklich vollzogenen Geschichte hat. Der Cantastorie hat noch einen andern bedeutsamen Titel, er heißt auch Cantarolando, Rolandsänger, denn was er vorzugsweise liest, das ist Meister Ludwig's glänzendes Märchen vom rasenden Roland, dem Orlando furioso, in napolitanische Anschauung und Sprache übertragen.

Wenn Homer, schreibt der ausgezeichnete Rolandübersetzer Otto Gildemeister, den Zorn des Peleïden Achilleus singt, braucht er seinen Hörern nicht erst zu sagen, wer Achilleus war oder wo Ilium lag, oder weshalb die schöngeschienten Achäer die Stadt des Königs Priamus belagerten. Seine Hörer wissen das Alles so gut wie er selbst, sie kennen, ehe der erste Gesang anhebt, alle bedeutenden Personen der Geschichte, Nestor und Agamemnon, Paris und Helena, Ajax und Hector, und wie die Personen, kennen die Hörer auch den ganzen Zusammenhang der Ereignisse, von deren Verlauf die Ilias nur einen kurzen Abschnitt darstellt. Der Vortheil, der hierin liegt, ist unberechenbar, wenn schon Homer ihn ohne Berechnung benutzt, vielmehr als etwas sich von selbst Ergebendes hingenommen haben wird. Das Epos gewinnt durch diese Behandlung des Stoffes als eines bekannten und fest überlieferten etwas von der Dignität der Geschichte. Es löst sich ab von der persönlichen Willkür des Dichters, der nur als der Verkünder, nicht als Erfinder der denkwürdigen Begebenheiten erscheint. Die

Erzählung, obwohl sie nur eine Episode des ganzen Weltlaufs giebt, öffnet stete Ausblicke in den Hintergrund dieses Weltlaufs selbst, und weil die Hörer mit diesem vertraut sind, fühlen sie sich fortwährend auf einer Art festen Bodens mitten im Reiche der Phantasie.

Ariost nun greift seine Sache ganz ähnlich an, ob mit Berechnung, oder einem künstlerischen Instincte folgend, bleibe dahingestellt. Gleich wenn er anfängt, werden Roland und Angelika, Rinald und das Roß Bayard, Faragu und Sacripant als die dem Leser ja hinlänglich bekannten Gestalten vorgeführt. Daß König Agramant den großen Heereszug nach Paris unternahm, um seines Vaters Tod zu rächen, ist eine Thatsache, deren Kunde bei Jedermann vorausgesetzt werden darf. Und so geht es durch das ganze Gedicht. Jede Anspielung auf frühere Begebenheiten, auf künftige Dinge, auf die Verwandtschaften, die Pferde, die Waffen der Helden wird in dem Texte vorgetragen, als ob es eigentlich überflüssig wäre, an dergleichen noch ausdrücklich zu erinnern. Manchmal geschieht dies nun allerdings mit schalkhafter Ironie, aber in den meisten Fällen setzt der Dichter ganz ernstlich die Kenntniß seiner Leser voraus, und er befand sich in der vortheilhaftesten Lage, dies thun zu dürfen. Sein Zeitalter besaß noch einen Schatz cyklisch zusammengehörender Sagen und Romane, der im Gedächtniß des Volkes lebendig geblieben war und in den der Dichter hineingreifen konnte wie Homer in den trojanischen Sagenkreis.

Diese Traditionen aber sind dem napolitanischen Volke von heute nicht verloren gegangen, es bewahrt sie wie ein heiliges Kleinod, als einen Familienschmuck, einen Rest aus jener Zeit, da ihm das ganze Leben ein Festtag, der ganze Tag ein Mittagessen, das ganze Land ein Schlaraffenland war, in dem das Volk die Literatur nach seiner Weise pflegte, d. h. es ließ sich in den Stunden der Verdauung in freier Luft, unterm blauen

Himmel etwas erzählen, vordeclamiren, vorsingen, und wie die Höfe sich ihre Narren, ihre Troubadours und — Dichter hielten, so hielt das Volk Neapels sich seine Cantastorie, die ihrem landläufigen Anzuge nach am schicklichsten als Kitharöden in Lumpen bezeichnet werden. Und diese Kitharöden tractiren des Messer Lodovico reizende Favola.

Wie stolz würde Ariost sein, wenn er sähe, wie sein Andenken noch heute unter dem gemeinen Volke des Südens weiterlebt, rechnete er doch für die höchste ihm im Leben widerfahrene Ehrung die ihm von den Räubern gewordene.

Im Jahre 1522 hatte Alfonso d'Este seinen Cantarolando Ariosto nach Garfagnano, einem Ort im Gebirge, geschickt mit der heiklen Mission, als Commissar den durch allerlei Raubgesindel daselbst erzeugten Unordnungen ein Ende zu machen. Ariost wurde unterwegs von den Briganten gefangen und seiner wenigen Habseligkeiten beraubt. Kaum aber erfuhren diese Gesetzlosen, wen sie hielten, daß es der Dichter des beim Volke und auch bei ihnen wohlbekannten und geschätzten Rolando sei, so erwiesen sie ihm königliche Ehren, baten ihn um Verzeihung wegen ihrer That, erstatteten ihm das Seine, wollten ihm womöglich noch von dem Ihrigen dazuthun, entließen ihn und geleiteten ihn wie einen Fürsten den besten Pfad.

Ariost nun hat seinen Roland dem napolitanischen Volk geradezu auf den Leib geschrieben. Die Lust zu fabuliren und am Fabuliren anderer ist bei diesem Volke groß. Geht es in diesen Fabeln so recht drunter und drüber, so recht bunt zu, werden die wilden Phantastereien den glühenden Lichtern und glühenden Tinten des südlichen Himmels angepaßt, um so besser. Das eben ist in Meister Lodovico's rasendem Roland der Fall: er ist die richtige Nahrung für wolfshungrige Phantasie. Den Roland will das Volk hören, den Roland! Dieser abenteuernde, prunkende, leidenschaftliche Ritter ist aus seinem

Blut geboren, ist ein Verwandter des ganzen Volkes. So liebt der Napolitaner, so haßt er, so rast er in Liebestollheit, so schlägt er darein, so prunkt, prahlt und schwindelt er, so unbekümmert geht er planlos der Zukunft entgegen: Alles ist Hyperbolik, Megalomanie, Megalagorie, Elemente, in denen sich der napolitanische Guapo und der Mann der Malavita zuhause fühlt.

Erfüllt von unbezwinglicher Heldensucht, dictiren jene Ritter, selbst frei wie die Falken, dieser Welt ihre Gesetze. Für sie giebt es keine Grenzen, kein Ziel. Wie Eichendorff's liebenswürdiger Taugenichts ziehen diese adeligen kosmopolitischen Taugenichtse zu Fuß und zu Roß im glänzenden Waffenschmucke auf Abenteuer aus, so Christen wie Heiden, hier von Liebe getrieben, dort vom Haß — dieser einen Schatz zu heben, jener wegen einer Waffe, eines Pferdes wegen, hier wie zum Vergnügen, wie in einem Traume oder in schlechter Laune, Leute todtschlagend, dort schöne Jungfrauen durch Minnegesang gewinnend.

Die poetischen Typen des Ariost'schen Kriegers sind zumeist leichtsinnige, vagabondirende, hier gentile, dort ziemlich grobe Burschen, bewegt von Lust am Absonderlichen. Sie stehen außerhalb des Gesetzes, über ihm, sollen für Ehre und Religion kämpfen, vergessen diese Aufgabe gar zu oft, wo sie mit ihrem lieben Ich beschäftigt sind. Ohne Ziel, ohne Zweck, fast wie lose Blumen auf einem bewegten Wasser, tänzeln, springen, reiten sie dahin, um gesehen zu werden (die Hauptsache!), durchdrungen von dem Humor eines mit sehr fetten Maccaroni gefüllten Magens.

So konnte, wie gesagt, der Roland nirgends als in Neapel auf einen fruchtbaren Boden fallen und Urgroßväter, Großväter und Väter heimsten die Ernte ein. Spätgeborene Kinder cultiviren heute das gleiche Feld mit der gleichen Freude, wie

es in Zukunftsjahren die Enkel cultiviren werden. Ariost modert nicht in irgend einer dumpfigen Bibliothek, er ist nicht wie Dante vornehmes Eigenthum einer exclusiven Klasse, er lebt, lebt in und mit seinem Volke, wird verstanden und geliebt, so daß auch der ärmste Teufel seinen Manen noch immer gern seinen letzten erbettelten Soldo-Obolus opfert.

Diese armen Teufel, ein Parterre von Königen in Lumpen, sind meist furchtbar arm, oft obdachlos, ihr Eigenthum ist nur ein Korb, in dem sie wie einst Diogenes in seiner noch immer anständigen Tonne philosophischer Ruhe pflegen, aber sie sind unabhängig, ohne anarchistisch angehaucht zu sein, und es trifft bei vielen zu, was der Dichter von ihnen sagt:

Sieh, in Lumpen und Schmutz gewahrst du griechische Bildung,
Geistreich lächelt der Kopf unter der Mütze dich an.

Schon manchen Dichter zog das Schauspiel eines Cantastorie mit seinem Publicum gar mächtig an und nicht ohne Neid vermochte er die nachweltliche Verehrung des seligen Ariost zu betrachten.

Doch da fängt der Erzähler sein Lied an:

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l' audaci imprese io canto . . .

Der Erzähler, an dem ist nicht viel zu sehen. Diese Rolandsänger sind fast immer reife Männer in den Fünfzigern, die an Kleid und Gesicht nichts Auffälliges haben. Bei Porta Capuana jedoch sah ich einen blinden, der mich an Homer erinnerte. Das Gesicht ist derb, von der Sonne gebräunt, hat trotz ausgesprochener Ueberlegenheit und Pfiffigkeit einen gutmüthigen Zug, vermag aber außerdem sich in alle möglichen Falten, je nach der Stimmung des Gedichtes zu legen. Die berühmte

napolitanische Gebärdensprache! Der Rolandsänger wird nie einen Schnurrbart tragen, sorgfältig ist auch das Kinn herausrasirt, der übrige Bart umgiebt Wange und Kehle in Form einer Krause. Eine abgegriffene Mütze oder ein verbogener Strohhut deckt die niegekämmten Haare, ein abgeschabter Rock, das der Wäsche stets bedürftige Hemd, diesem Hemd und diesem Rocke entspricht die oft geflickte Hose, nothwendigstes Requisit ist das große, blaue baumwollene Taschentuch, mit dem die Mimik ausgiebig unterstützt wird. Der Rolandsänger ist arm, wie es der Rolanddichter war. Aber er ist Philosoph, und die Armuth drückt ihn nicht, er vergißt sie ganz und gar, wenn er vor seinem Publicum inmitten des Bankvierecks steht und seinen Stab wie einen Scepter erhebt, Schweigen und Achtung gebietend.

Was bei Aeneas geschah, da er, von Dido ermuntert, vortrat, seine Abenteuer zu erzählen, es geschieht auch hier:

Alle verstummen, erwartungsvoll hinrichtend ihr Antlitz.

Tief erregt sitzen sie da, öfter und öfter verlöschen die kurzen Schilfpfeifen, die Cigarren, sie müssen jedesmal in den Pausen des Gesanges angezündet werden, während der Erzähler diese Pausen benutzt, um die in gehobenem Italienisch vorgetragenen Stanzen mit prahlerischem Wortschwall zu erläutern, in dem er das Licht seiner Gelehrsamkeit leuchten läßt, wobei er zu dem Volke hinabsteigend, sich des ausdrucksvollen Dialects bedient. Da kann es ihm denn wie einem Universitätsprofessor passiren, daß er von seinem Auditorium aus corrigirt wird.

Er erläutert, beispielsweise, den Kampf zwischen sieben christlichen Rittern, geführt von Rolando, und sieben Ungläubigen. Die Ungläubigen sind alle beritten, von den christlichen fünf zu Fuß. Die Christen verlangen Gleichheit im Kampf, so müssen fünf der Ungläubigen absteigen. Der Canta-

storie nennt die Namen derer, die zu Fuß, und jener, die zu Pferd kämpfen.

Halt! Samuel ist zu Pferd und nicht zu Fuß! schreit ihm irgend ein Bursche zu, und der ertappte Cantastorie bestätigt die Berechtigung der Correctur aus seinem Manuscript.

Aber auch an derben Späßen fehlt es nicht, das beweist das olympische Gelächter, und manches kräftige Wörtlein fällt von seiten der Zuhörer, die erst durch den erhobenen Stab des Meisters wieder zur Sammlung kommen. Dieser Stab vertritt hier das Schwert des Helden, dort den Scepter der Könige, manchmal den Zauberstab, den Wegweiser, Zeichenstift und Pinsel des Malers, dann den Prügel des Büttels, einen der Andacht ermangelnden Buben zurechtzuklopfen.

Das Manuscript (nur von Stümpern wird eine Buchausgabe benutzt) ist wie Gretchens Gebetbuch sehr abgegriffen, und, da es vom Vater auf den Sohn forterbte, von jener historischen Farbe angebräunt, die wir an Faust's Büchersammlung oberhalb der schmauchenden Lampe bewundern können. Wie oft mag der gute Kitharöde darauf gefrühstückt haben! Auf allen Seiten, wenn man sie gegen die Sonne sieht, leuchten wie romantische Monde große Fettringe und Flecke, und ein verirrtes Wänzlein sucht gar gern zwischen ihnen Asyl.

Dann ist der Ariost'sche Text auch sonst noch durch geschickte Hand hier und da ausgeschmückt, verbessert (!) und volksthümlicher gemacht worden, denn Stellen, wie die folgende, so drastisch wie sie, würden wir im Original von 1516 vergebens suchen:

Dann giebt Orlando sich an's Säbelschwingen,
Dem Sarazenen seinen Kopf zu spalten,
Man sieht sein Schwert durch Haupt und Körper dringen,
Der fällt zertheilt, doch ist's nicht aufzuhalten,

Das Pferd auch spaltet's ohne viel Beschwerde
Und dringt noch sieben Fuß tief in die Erde.

Das ist wieder einem Andern noch viel zu wenig, der Hieb muß fester sitzen, statt der sieben Fuß oder Palmi müssen es wenigstens hundert sein, und so lautet die berühmte Stelle bei ihm:

Den Paladin Orlando sieht man hauen
Durch Kopf und Körper zu den Füßen nieder,
Wie's beim Melonenspalten ist zu schauen.
Man sieht, man fühlt, man zweifelt, man sieht wieder:
Doch mögt dem Zauberschwert ihr wohl vertrauen:
Es hält nicht an, es dringt noch tiefer nieder,
Es schneidet durch die Sporen wie durch Halmen
Und dringt noch in den Boden hundert Palmen ....

Alles schweigt, schweigend bewundert man oder schaut sich mit zustimmendem Kopfnicken an und den Erzähler, der auf seinen Stab gestützt in der großartigen Pose eines Triumphators dasteht. Zweifel kommen nicht auf, würden auch nicht geduldet werden. Wehe dem, der dem gewaltigen Roland mit einem Zweifel zu nahe träte, die Verehrer Roland's nennen sich nicht umsonst die Appassionati, die leidenschaftlich Begeisterten, oder Patiti, was sich am besten mit Rolandsnarren (nur unter uns!) übersetzen ließe. Es wird erzählt, daß einst über einen Zweifler, der im trunkenen Zustande sich öffentlich erkühnt hatte, die Thaten Roland's herabzusetzen, ihn mit Citationen aus dem Gedichte selbst für einen rechten Schelmen zu erklären, von einer Versammlung solcher Patiti nach kurzer Rathssitzung das Todesurtheil verhängt wurde. Das mag uns mit der Milch der frommen Denkart aufgezogenen Nordlandsmenschen unglaublich scheinen, und doch geschah hier Aehnliches schon wegen geringerer Dinge. Und dann muß man die

entfesselten Leidenschaften unter den Zuhörern selbst gesehen haben, um Alles zu glauben. Der schwingt sich auf seinem Sitze hin und her, Jener krampft die Hände zusammen, ein Anderer knirscht mit den Zähnen, ein Vierter springt begeistert vom Sitze empor. Alle geben sie Zeichen höchster Erregung, und nur wenn der Strom der Erzählung ruhiger und zwischen liebesblumigen Ufern dahinfließt, hat man Zeit, nach den beliebten Spassatiempo, Zeitvertreib, zu verlangen, nach den rund um die Bühne her zum Verkauf ausgebotenen gesalzenen Lupinenkernen, gerösteten Erbsen- und Melonen- oder Kürbissamen. Die Schalen dieser zeigen dann noch nach Stunden an, daß hier ein Cantastorie sein Wesen getrieben.

Der sitzt indessen in irgendeiner Cantina oder Taverna am Meer und verzehrt, was er am Tag mit der Leier verdient: die in Soldo- und Zwei-Centesimistücke umgesetzte Volksbewunderung. Hat er nämlich sein Publicum auf den höchsten Punkt gebracht, glaubt er die Herzen erweicht, so bricht er an der spannendsten Stelle, wie ein Colportage-Roman, ab und improvisirt jetzt, den Blick auf die Taschen gerichtet, mit menschlicher Stimme:

Gefall' es einem Jeden jetzt, zu öffnen
Den Beutel mir, des Lohn's bin ich gewärtig,
Denn schon ward mit Gesange sechs ich fertig.

Hat er empfangen — er nimmt die Gaben entgegen, wie andre Poeten den Lorbeer — so überläßt er sein Publicum dessen eigenen Betrachtungen und diese werden dann auch in ernsthafter Weise angestellt.

Jeder trägt das Gehörte in seinem Herzen, und oft läßt es ihn nicht zur Ruhe kommen.

Fünftes Intermezzo.

Ein Patito.

Dieses Geschichtchen, das ich nur im Auszuge und in gedrängter Kürze wiedergebe, ist von dem feinen Beobachter napolitanischen Lebens, einem Kinde der Stadt Neapel, dem vortrefflichen Schriftsteller Salvatore di Giacomo. Es handelt sich um eine Rolandvorlesung bei Tore (Salvatore), dem einst berühmtesten Kitharöden des alten Molo, und um einen Rolandsnarren (Patito), der noch immer die Vorlesung gerade dieses Gesanges versäumt hat, ihr aber jetzt endlich beiwohnen kann. Leider verkünden schon die einleitenden Worte wenig Gutes.

* * *

Fortuna, eine Göttin ohne Sinn,
Sieht jeden Tag Thorheiten man begehen,
Den hier erhebt sie, jenen stürzt sie hin —
Stets wird den Schlecht'sten man begünstigt sehen.

Und siehe! Roland ist in schlechtes Fahrwasser gerathen. Eine Sarazenenbande lauert ihm in einem Walde auf. Die Lage ist bös. Die Zuhörer wagen kaum zu athmen. Voller Angst sperren sie den Mund auf. Wird jetzt von Vorübergehenden eine Stimme zu laut, so zischt alles, ein vorüberrollender Wagen wird mit Verwünschungen begleitet. Roland, der geschworen hat, die Geliebte zu befreien, betritt traurig

und in sich versunken den Wald . . . . es ist Nacht . . . eine Nacht ohne Mond und ohne Sterne. Zwanzig Sarazenen stürzen aus dem Hinterhalt, werfen sich auf ihn.

O Sarazenenhunde, o Verräther!
Schreit Roland, einen mächt'gen Stein ergreifend,

aber — er tödtet nur Einen, die Anderen umfassen ihn von hinten, werfen ihn zu Boden, treten ihn mit Füßen und nehmen ihm das Schwert . . .

Sie binden ihm mit Seilen Arm und Bein,
Rolando, weh! gefangen mußt Du sein! . . . .

Tiefes Schweigen folgt. Der Cantastorie senkt den Stab, legt ein Zeichen in sein Heft und schließt es: die erste Vorlesung ist zu Ende. Das Auditorium ist durch die Niederlage seines Helden arg betroffen. Wie, Roland besiegt? Roland gefangen? Roland? Das war ein Unglück, an das man nicht glauben mochte.

Das hätt' ich mir nimmermehr erwartet, murmelte ein Alter. Andere schauen zur Erde.

Ja, aber durch Verrath haben sie ihn gekriegt, sagt endlich einer, wie um sich zu trösten.

Don Peppe, ein guter Kleinbürger, aber einer der ausgesprochensten Patit, ist ganz niedergeschmettert. Er bleibt sitzen, die Hände über die Kniee gebreitet, den Mund halboffen, in's Leere starrend, schweigend. Er wartet. Es scheint ihm, es müsse noch etwas gesagt werden, auf diese Weise kann es unmöglich aufhören. In diesem Zweifel überraschen ihn die Bänke, die sich zu leeren beginnen . . . . Er hebt den Kopf: die Letzten gehen eben langsam fort; in ihren Gesichtern, in ihren Bewegungen verrathen sie die Unzufriedenheit, das große

Leid, das sie betroffen. Die Trauer über die Niederlage ist allgemein.

Don Peppe war allein noch übrig. Ihm gegenüber hatte ein Alter, auf seinen Stock gestützt, mit Mühe sich erhoben; der wäre beinahe auf einer Melonenschale ausgeglitten und riß eine Bank um. Ein neues Unglückszeichen das! Nun stand auch Peppe auf, die Seele voll Gram. Er stieg auf das Trottoir und suchte den Cantastorie. Dort stand er, als ob nichts geschehen, bei einem Apfelverkäufer, der ihm für einen Soldo abwog. Sie zankten sich wegen eines Apfels, den der Händler nicht auch auf die Waage geben wollte.

Don Peppe näherte sich und zupfte Tore am Rockärmel.

Was giebt's, Don Peppe? sagte er, indem er sich den Schweiß mit dem Taschentuche abwischte.

Wird's heute eine zweite Vorlesung geben? fragte Don Peppe sehr ernst.

Ja, in einer halben Stunde .... Läßt du ihn liegen? Ei verdammt! schrie er dazwischen den Händler an, der ihm den Apfel noch immer streitig machte.

Und .... wird er aus der Gefangenschaft loskommen? wagte Peppe schüchtern weiter zu fragen.

Tore achtete nicht auf ihn, er hatte sich gebückt, seine Aepfel einzustecken.

Was? fragte er endlich, der Frage sich erinnernd.

Wird er loskommen?

Wer denn?

Roland.

Was weiß ich, antwortete Tore kurz angebunden, einen Apfel am Rockärmel abwischend, kann sein.

Er drehte ihm den Rücken und rief seinen Jungen.

Verwirrt und gekränkt schaute ihm Don Peppe nach, als er sich entfernte. Er ging ihm nicht nach, denn er schämte

sich halb, dennoch stand er wie auf Kohlen. Er fragte einen Herrn, wie spät es sei. Es fehlten wenig Minuten an drei.

Gehen wir nach Hause, dachte er, morgen werd' ich ja erfahren, wie die Sache gegangen.

In kleinen Schritten ging er davon. Ein starker Wind vom Meer her hatte sich erhoben, der trieb ihm den Kohlenstaub von der nahen Verladungsbrücke in Auge und Nase: er mußte stehen bleiben, sie zu reiben. Da nahm der Wind ihm die Mütze . . . .

Zum Teufel auch, knurrte er, denn nun verlor er die Geduld.

Mit zusammengepreßten Lippen sah er der Mütze nach, die auf dem Pflaster dahinrollte, um erst unter dem Rade eines Karrens liegen zu bleiben.

Ohne Hast näherte er sich ihr, dann, als er sie erreicht, gab er ihr in Begleitung eines Fluches einen heftigen Fußtritt. So viele Widerwärtigkeiten hinter einander versetzten ihn in die übelste Laune. Und nun kam auch die Erinnerung an das Unglück Roland's wieder, hartnäckig, eindringlich, schwarz. Er begann zu grübeln: als Sieger würde er in der Phantasie, in dem Herzen seiner Zuhörer immer das Urbild eines übernatürlichen, erhabenen, wunderbaren Wesens geblieben sein — besiegt, hm: wurde er ein Mensch wie alle andern auch, gemein, niedrig, die Ueberlegenheit schwand dahin. Ei zum Teufel auch!

Und wie wird er die Jungfrau befreien können, fragte Don Peppe, indem er dahinschritt, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt. Wenn er wenigstens ausrisse. Aber er wird nicht loskommen. Sie würden ihn tödten! He! wird er stillhalten? Mit Stricken haben sie ihn gebunden! Gebunden? Was will das sagen? Er zerreißt sie doch. Aber recht ist ihm geschehen, er hat's so gewollt. Was für ein Unsinn ist das,

so allein und noch dazu zur Nacht in einen Wald sich zu wagen. Ei verdammt! Diese Sarazenen, diese Eisenfresser! Wie würden sie sich jetzt freuen, die — die . . . den Roland habt ihr gefangen, habt ihn eingekerkert? Ja, schön guten Morgen, durch Verrath habt ihr ihn bekommen, sonst hätte er euch wie eine Pille verschluckt!

Pfui Teufel! . . . .

Er spuckte heftig aus.

Was für ein Esel, murmelte er, den Respect vergessend.

In ganz ungewöhnlicher Erregung kommt er nach Haus, als es eben Drei schlägt. Frau und Tochter haben ihn erwartet. Zu Hause ist eine Festtafel gedeckt, es ist der Namenstag der Tochter. Er geht in die Kammer, zieht die Jacke aus, seine Alte reicht ihm ein frisches Hemd und fragt ihn besorgt:

Was hat's denn gegeben, Pè? Fühlst du dich unwohl?

Er macht diese Voraussetzung sich zu Nutze und brummt:

Ach, ich habe keinen Appetit, mein Magen verlangt gar nichts . . . . Thue mir den Gefallen und warte noch eine halbe Stunde, wenn ihr nun einmal bis jetzt gewartet habt. Ich will ein wenig schlafen, vielleicht kommt mir der Appetit im Schlaf.

Verwundert blieb sie vor ihm stehen, ihn mit prüfendem Blick von Kopf bis zu Füßen beschauend. Er wagte nicht, die Augen zu erheben, und wartete, daß sie ginge.

Hast Du verstanden? sagte er nach einer Pause — es ist nichts. Sage Nannina, daß sie noch ein bischen Geduld habe.

Nunzia zuckte die Achseln und ging murmelnd hinaus. Das war gewiß eine Jettatura; gestern drei Teller zerbrochen, die Katze verschwunden, heute zum Namenstag Nanninas ein neues Unglück. Nun gut, man wartet noch ein Weilchen.

Er war allein im Halbdunkel, denn die Persianen vor dem Fenster waren herabgelassen. Er legte sich seufzend auf's

Bett und versuchte die Augen zu schließen. Zwei, drei Minuten lag er so, mit ausgestreckten Armen, offenem Munde, vor Hitze schnaufend. Er gähnte — aber hartnäckig und eindringlich kam ihm die Erinnerung an Roland's Unglück zurück: so barbarischer Weise war er den Ungläubigen in die Hände gefallen. Er konnte diesen Gedanken nicht los werden, immer mächtiger drang er auf ihn ein.

Wird er frei kommen? dachte er und setzte sich halb im Bette auf, die Hände über die Kniee gefaltet, große Schweißtropfen auf der Stirn.

Eine Stimme flüsterte ihm zu: er ist frei! Eine andere: noch nicht! Beide quälten ihn. Er wußte nicht, was thun. Endlich sprang er auf, er konnte nicht mehr, er zog die Schuhe, die Jacke an, setzte die Mütze auf und schlich auf den Zehen hinaus. Er lauschte im Gange, und da er Niemand hörte, öffnete er die Hausthür und huschte hinaus wie ein Spitzbube und lief den Vico entlang. Die von der Sonnenhitze erfüllten Straßen waren fast leer, es war die Stunde der Siesta.

Tore, der Cantastorie, bewohnte ein uraltes Haus in der Nähe des Fruchtmarktes. Alte, wurmstichige Läden schlossen die Fenster, ein zerbrochener Blumentopf stand vor dem einen. Keuchend blieb Don Peppe vor dem Hause stehen, hob den Kopf und rief zwei-, dreimal: Tore! Tore!

Keine Antwort. Da nahm er einen Stein auf und machte einen Teufelslärm mit Klopfen. Das Fenster ging auf. Tore im Hemde, steckte den Kopf heraus und fragte — halb zornig mit rauher Stimme:

Wer ist da?

Tore, ich bin's, antwortete der draußen in begütigendem Tone.

Don Peppe? Ja in Teufels Namen, was giebt's denn? Sage mir Tore . . . .

Ja, was denn nun schon wieder?

Sage mir, Tore, kam er wieder los?

Wer denn?

Nun Rolando!

Ei, daß dich und deinen Rolando doch ...., hier folgte eine böse Verwünschung, und dann: ja, ja, neunmillionenmal ja, er und sein Großvater und seine Großmutter und die ganze Familie sind losgekommen! Hast du nun genug? Und nun geh' in die Hölle!

Grazie, Tore, mille Grazie! rief Don Peppe, seine Mütze schwenkend, hinauf. Seine Seele war stille geworden, jetzt durfte er sich das Festessen gönnen.



Verbrechergenossenschaften.

Es läge eine große Genugthuung für das Menschengefühl darin, wenn man annehmen könnte, daß in einer heitern paradiesischen Natur nur glückliche und befriedigte Völker mit milder freier harmonischer Entwickelung wohnen sollten. Aber die Schönheit der Natur ist keine Bürgschaft weder für Moralität noch für Glück der Menschen.

(Th. Mundt.)

Der Mensch ist nicht bloß ein Product seiner Erzeuger, er ist es mehr noch seiner Umgebung, und wenn ein vom Schwein Gebornes nothwendig wieder ein Schwein sein muß, so kann das doch in einem reinlichen Stalle, bei verständiger liebevoller Pflege zu einem recht appetitlichen, ja anständigen, sogar gelehrigen Thiere heranwachsen. Soviel Mühe giebt man sich mit einem aus der Proletarierhefe Geborenen nicht. Er wächst auf und wird getreten wie das Gras auf dem Wege und ausgerottet und über den Zaun geworfen wie das Unkraut.

An einem regnerischen Sciroccotage, der den Koth der Straßen wie schwarze Seife auflöst, kommt der Vater, ein dunkler, ungewaschener Ehrenmann, nach Hause. Dieser arme Mensch, der vor Morgengrauen hinaus vor die Stadt muß, um

in der Pferde- und Eselschlächterei die Lungen und Lebern der Schlachtthiere, die für wenige Centesimi portionsweise an die Katzenbesitzer der Stadt abgegeben werden, zu erwerben, dieser arme Mensch hat vom Morgen bis zum Abend barfuß, mit knurrendem Magen die Straßen durchlaufen. Was er erworben, sind, wenn's gut geht, zwei armselige Lire, von denen 25% ihm gehören, da der Rest andern Tages wieder in anderer Waare angelegt wird. Ohne Gruß, matt zum Sterben, ist er in die unterirdische Höhle des Fondaco getreten, eine Kellerwohnung, die er mit noch fünf, sechs andern, ebenso armen Familien theilt. Er wirft den Rest seiner Waare in die Ecke, neben den Sack halbverfaulten Maisstrohs, der das Familienbett und Krankenlager bildet. Das übrige Hausgeräth sind zwei wackelige Stühle, ein gebrochener Tisch, ein kleines Blechöfchen und ein Heiligenbild. Seine Familie setzt sich zusammen aus drei bleichgelben, scrophulosen, halbnackten Kindern mit ungekämmten Haaren, schmutzstarrenden Gesichtern und Händen, und einem dürren megärenhaften Weibe mit gelben, hängenden Wangen und hängenden Brüsten, denen kein Hemd Schutz gewährt. Sie haben sich nicht angeschaut, sie haben sich nichts zu erzählen, stumm bereitet die Frau, und verdrossen, das Mahl: Kürbisstücke in stinkendem Oel mit sehr viel Knoblauch gebraten. Ein Kind wird geschickt, ein Kilo Brot um fünf Soldi zu holen, schwärzestes Gebäck aus dumpfigem, gefälschtem Mehl. In dem Napfe, in dem es gekocht ward, wird das von den andern Familien vielleicht schwer beneidete Mahl aufgetragen und von fünf hungrigen Mäulern im Nu verschlungen. Die Kinder raufen sich, die Mutter schlägt blindlings unter sie und treibt sie in's Bett. Mann und Frau brüten noch eine Zeitlang, in die verglimmenden Kohlen blickend, er aufgelesene Cigarrenstümpfe rauchend, spuckend, vor sich hin. Rechts und links raschelt das Stroh der andern

Familienstätten. Ein erstickender Qualm und Gestank erfüllt den feuchten Raum. Dann suchen auch jene ihr Lager, schieben die Kinder an's Fußende hinab, und aus der Vereinigung dieser beiden ganz und gar verkommenen, kraftlosen, erbarmungswürdigen Lebewesen, aus der Verbindung von Unkraft und Schwäche, aus dem in Schmutz und Gestank auf faulendem Stroh gefeierten Ehebund, der sich in einem aus schwarzer Asche aufflackernden Flämmchen flüchtig seiner Rechte und Pflichten bewußt wird, entsteht ein kaum lebensfähiges Menschenthier, dem die Keime der physischen und moralischen Misere im Mutterleibe schon innewohnen. Von der Milch des Elends widerwillig genährt, nie gewaschen, nie auf reine Windeln gelegt, als eine Last angesehen, die, wenn sie nicht im Findelhause abgeladen ward, nur getragen wird, weil sie der Herrgott auferlegt, fühlt das kleine welke Wesen instinctiv schon von zartester Jugend an, daß es überflüssig ist, und drückt sich am liebsten in die schmutzigsten, dunkelsten Winkel. Schmutz und Finsterniß bleibt sein Element und tiefer und tiefer wühlt sich das Kind in dieses ein. Niemand achtet sein, bis es sich dereinst bemerkbar macht, dann erinnern sich die Männer des Gesetzes seiner und schaffen es auf die Hochschule der Verbrecherwelt, in das Gefängniß. Das ist ein Glück für den Leib, und der Charakter bildet sich hier.

In der von blauem Himmel überdachten, vom blauen Meer umflossenen Neapolis gab und giebt es Viertel, wo auf dem Raum eines drittel Quadratkilometers 56 000 Proletarier wohnen. Wohnen, um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, aber sehen muß man dieses Wohnen.

Ich habe vorhin das Wort Fondaco gebraucht. Was ist ein Fondaco? Das Wörterbuch läßt uns im Stich, es sagt: ein Gewölbe zum Verkauf von Stoffen dienend, ein Waarenlager, ein Magazin. Das ist es im Napolitanischen gar nicht. Hier

ist es ein wüstes, mit hundert unterirdischen Kellerwohnungen und Wohnlöchern regellos durchsetztes, ungetünchtes, nasses, dumpfes, Jahrhunderte altes Gebäude, das, wie absichtlich, hermetisch gegen Luft und Licht abgesperrt ist, eine Pesthöhle schlimmster Art, aber bewohnt von Hunderten jener im Elend geborenen Menschenwesen, die hier, sicher wie Ratten und Mäuse, für wenige Lire des Jahres hausen, und seit Jahrhunderten ihren Koth und Schmutz in Höfen und Winkeln abgelagert haben.

Diese Fondaci sind Stapelplätze des menschlichen Elends, das hier haushoch aufgespeichert liegt. Wer diesen Jammer gesehen, kann eigentlich nie mehr in seinem Leben froh werden.

In den hier einmündenden Vicoletti wohnen die Ammoniti, die Verwarnten, und die Pregiudicati, die Verdächtigen, unter polizeilicher Aufsicht wegen Verdachts der Dieberei und Hehlerei Stehenden, die zum Domicilio coatto vorgemerkten Herren und — die Camorristen.

Wer zählt die napolitanischen Camorristen? Wenn in dem Viertel Mercato allein gegen 3000 Individuen unter polizeilicher Aufsicht stehen, so sind zwei Drittel davon Camorristen. Der Heilige dieser Leute ist San Masaniello, dessen Figli sie noch heute sich nennen.

Und dieser theatralische Masaniello war nichts als das Mitglied einer Anarchistenverbindung, einer Verbrechergenossenschaft, war ein Communard, der das Wort „Krieg den Palästen und Friede den Hütten" in's gemeine Napolitanisch des siebzehnten Jahrhunderts übersetzte und mit Blut und Feuer inscenirte, ein Lazzarone mit schmutzigen Händen und Füßen, schmutzigen Leidenschaften, ungeordnetem, wüstem Hirn, aber mit der beweglichen Zunge des napolitanischen Advokaten, die er anwendete, wo es galt, sich Bauch und Beutel zu füllen.

Solcher Masanielli tauchen heute, wir haben's 1893 in dem bösen Sommer gesehen, sobald die Regierung sich schwach zeigt, zu Hunderten auf, sie würden ihre Stelle, die Stelle eines frech gewordenen Geschichtspulcinells, gerade so gut spielen, wie ihr schmieriger Vorfahre und zu ihrer Fahne halten die Tausende von Camorristen, die ihren Stammbaum bis auf die Zeit der fahrenden Ritter zurückführen, die sich von Gott berufen fühlten, den Schwachen gegen die Uebermächtigen zu helfen, die Zeit der gewaltthätigen spanischen Vicekönige, deren Tyrannei das niedere Volk mit allen unerlaubten Mitteln sich vom Halse zu halten suchte.

Der Camorrist ist eine Ausgeburt der spanischen Zeit, deren furchtbar stolz daherfahrende Vertreter dem Volk Neapels zunächst die Vorbilder zu seinem berüchtigten Guappo lieferten. Guappo hat im Spanischen als Adjectiv die Bedeutung von muthig, tapfer, kühn, keck, entschlossen, daneben: zierlich und stattlich gekleidet, als Substantiv bedeutet es einen Liebhaber, Raufbold, Eisenfresser, mit der Nebenbedeutung eines Prahlers. Aber der Guappo ist feig. Er will ein ganzes Stadtviertel in Blut ersaufen lassen, und läuft davon und entschuldigt sich, wenn die Sache ernst wird und Einer ihm die Zähne zeigt. Er ist ein Weiberheld und bewegt sich am liebsten in der Gesellschaft von liederlichen Dirnen, denen er ihr Verdientes abpreßt.

Der Camorrist würde sich schämen, von einem Guappo die Schuhe sich ausziehen zu lassen: er steht auf einer höhern Zinne. Er besitzt die höchste Frechheit, aber auch den höchsten Muth, der den blutigen Streit sucht, und weiß sich unter Tausenden in Respect zu setzen, er imponirt selbst der Behörde. In der rechtslosen Zeit der Vicekönige entstand die Camorra als eine Art Freimaurerbund der Plebani, die sich des Rechtes der Schwachen annahmen. Das ist längst vergessen. Gegenwärtig ist sie ein Bund von Hallunken, die als obersten Satz,

als Kriegsgeschrei gelten lassen: Es giebt kein Gesetz, ein Bund von Schwärzern, Spitzbuben, Messerhelden und Zuchthäuslern, die sich solidarisch erklären, wo es sich um Erpressung, um Verhöhnung des Staates und seiner Behörden und Institutionen handelt.

Der Ursprung des Namens ist wohl dunkel und die versuchten Erklärungen sind nicht recht stichhaltig. Im Spanischen heißt Camorra eine Streitigkeit, Streitfrage und ein Camorrista ist ein streitsüchtiger oder streitschlichtender (?) Mensch. Dann soll Kumar ein arabisches Hazardspiel gewesen sein, dem Zeugen beiwohnten, die in ein Gewand Chamarra gekleidet waren. Aehnlich wie auf Sicilien von einem groben Gewand bunaca das Wort bunachi kommt, mit dem dort die Anhänger der sicilianischen Camorra, der Maffia, bezeichnet werden. Zweifellos ist immerhin, daß die Camorra Neapels spanische Importwaare ist.

Unter den Bourbonen war ihr Luft und Boden besonders günstig, der König und die Polizei protegirte sie, bediente sich ihrer in allen besonderen Fällen. Noch unter dem letzten Bourbonen gab es Camorristen bei Hofe, in den Ministerbureaux, im Heer, in der Marine, in den Salons, auf der Straße und in den Spelunken der Quartieri bassi. 1862 wollte man mit ihnen aufräumen, vertheilte sie in die Zuchthäuser und auf die Strafinseln zum domicilio coatto — aber wie die Jesuiten kamen sie wieder und sind heute noch da, ein bewunderter Schrecken des Pöbels, ein Aergerniß der Bürger.

Noch heute weiß die zungen- und messergewandte Camorra die Bevölkerung zu terrorisiren, weiß sie ihren Willen in den Familien, auf der Straße, vor den Geschworenengerichten durch blutige Drohungen und ebenso blutige Thaten durchzusetzen. Dem Volke fehlt es dieser Bande gegenüber, vielleicht weil es sie bewundert, ganz und gar am Muthe des Widerstandes, es

fügt sich dem Zwange. Dieser Zwang, dieser Druck wird ausgeübt durch gänzliche Beherrschung des Marktes, eines großen Theiles des Handels, aller Spiele, z. B. der Kartenspiele, Beeinflussung bei den Wahlen. Die Camorra gestattet oder verbietet den Verkauf, die Camorra bestimmt die Preise, die Camorra übt die Marktpolizei zum Schaden der Käufer, sie überwacht die Auctionen — natürlich nichts umsonst.

Die Camorra führt auch ihre Messer und Revolver nicht umsonst, ihre Kämpfe mit der Polizei, und ihre dichiaramenti, Herausforderungen mit Zweikämpfen in Masse, bilden eine stehende Rubrik in den napolitanischen Zeitungen.

Die Camorra hat immer volle Taschen, und der im Zuchthaus steckende Camorrist führt ein Herrenleben, jeder seiner Mitgefangenen ist zu einem Tribut von seinem Mahle, von seinem Erarbeiteten verpflichtet und entrichtet ihn auch. Ein trauriges Capitel ist diese Camorra im Gefängniß, schreckliche Dinge geschehen da.

Daß man im Dienste der Camorra nicht zu arbeiten braucht, weiß das träge Volk, und so wird es der Camorra nicht schwer, Recruten anzuwerben. Die Plebs, die in den Gefängnissen zu Hause ist und jahrelang in Untersuchungshaft sitzt, vor allem die so arg verwaiste analphabetische Jugend, jene auf dem Dünger geborenen, körperlich und geistig verkommenen Kinder der Armuth, ist gern bereit, aus dem elenden, rechts- und machtlosen Zustande, wo jeder sie ungestraft mit Füßen stoßen darf, herauszutreten, und Diener einer Macht zu werden, die ihr alsbald gestattet, den selbstständigen Herrn auf die brutalste Weise zu spielen.

Dazu kommt, daß alle solche Geheimverbindungen für das unwissende Volk einen gewaltigen Reiz haben. Es drängt sich dann zu seinen Meistern, und wer sich listig und geschickt zeigt in kleinen Protzereien und Diebereien, wer als Monello oder

Guaglione, als Gassenjunge, schon persönlichen Muth mit dem Messer bewiesen hat, ist würdig, den schmutzigen Tempelschleier zu lüften und Hüter der Schwelle zu werden. Von da aber bis zu dem Allerheiligsten ist ein gar weiter und gefährlicher Weg, und nur wenige erreichen das große Ziel.

Der echte Camorrista nach der alten, guten Schule beginnt seine Laufbahn als picciotto d'onore, eine Art Page oder Schildknappe. Er ist in Wahrheit der Fuchs der Verbindung, der dem bemoosten Haupt die Mittel und Wege zur Ausführung seines Vorhabens erspähen oder ebnen muß. Ihm liegt ferner ob, die Steuern auf dem Markte u. a. O. einzutreiben, und muß er sich dabei treu, eifrig, frech und rücksichtslos erweisen.

Hat er ein Jahr lang und länger seine Kräfte dergestalt in's Werk gesetzt, so rückt er einen Grad höher und wird picciotto di sgarra, vom napolitanischen Verb sgarrare, erretten, aus der Gefahr helfen, und jetzt werden ihm harte Proben von Selbstverleugnung und Verwegenheit auferlegt. Er muß den Schein eines von einem Andern verübten Verbrechens, indem er sich dessen öffentlich rühmt, muß die Verantwortlichkeit dafür selbst vor dem Richter auf sich nehmen. Seine Tollkühnheit muß er beweisen, indem er sich mit Risico des Lebens in das dichteste Kampfgetümmel der Raufereien stürzt.

Und nun winkt ihm, wenn er davonkommt, eine glänzende Zukunft. Er wird Mitglied der Association, seine Verbrechen und seine Einsperrungen zählen schon nach Dutzenden, dafür steht er bei den Seinen in desto höhern Ehren. Mit einer Anzahl ebenso Geprüfter und Erprobter bildet er jetzt eine Paranza, ein Fähnlein, und hat nur noch den Capi-Paranza, den Häuptlingen zu gehorchen.

Austreten kann er jetzt nicht mehr, als Verdächtiger würde er seines Lebens nicht mehr froh werden. Der Verräther

verfällt dem Tode, es wird ein förmliches Tribunal über ihn gehalten.

Ich kenne einen Fall. Vor einigen Jahren hatte ein Camorrist Dienste bei der Geheimpolizei genommen. Er fiel durch die Hand eines der Verbindung angehörenden Jünglings. Der Jüngling wiederum fiel durch die rächende Hand der Verwandten jenes. Der Leichnam des Verräthers lag der Autopsie durch die Behörden wegen im Todtenhause des alten Camposanto. Das Volk erbrach dieses nächtlicherweile und schändete den Cadaver auf die entsetzlichste Weise: eine Schaar Verruchter, Männer und Weiber, verrichtete ihre Nothdurft über ihn. Der Leichenwagen des camorristischen Jünglings ward, als er durch das Viertel fuhr, mit Blumen und Confecten beworfen.

Ueber die Camorra läßt sich ein dickes Buch schreiben, doch ist ihr Wesen männiglich bekannt, und ich werde mich eingehender mit der etwas weniger bekannten Maffia beschäftigen. Diese wohnt auf Sicilien, unter einer heißeren Sonne.

Auch die Maffia ist gleich der Camorra eine Verbrechergenossenschaft mit bestimmtem Statut, wenn das auch von manchem Sicilianer nicht zugegeben wird.

Was zunächst den Namen betrifft, so finden wir im italienischen Wörterbuch maffia, was Elend, Unglück bedeutet. Aber das sicilianische maffia hat damit nichts zu thun, es ist ein Dialectwort von einer ursprünglich durchaus guten Bedeutung. In Palermo nannte man, ehe die Bedeutung sich auf die schlimme Seite verschoben, ein nettes, sich in Kleidung, Gang und Haltung auszeichnendes Mädchen eine maffiusa, maffiusedda. Ebenso war ein sauberes freundliches Häuschen, das die Blicke auf sich lenkte, maffiusedda, amaffiata, ja, ein in die Augen fallendes hübsches Hausgeräth war maffiuso, selbst

Früchte und Blumen wurden auf den Straßen als maffiusi ausgerufen. So erzählt der Sicilianer Luigi Capuano.

Da wurde also mit dem Worte Maffia die Idee von etwas Hübschem, sich von dem Gewöhnlichen Abhebenden verbunden, und wandte man es auf den Mann an, so wollte es sagen: volles Bewußtsein seiner Mannhaftigkeit, Sicherheit des Geistes, Kühnheit, nie aber Prahlerei, Frechheit, Vermessenheit — gerade wie unser schlecht ursprünglich schlicht, gerad, einfach, klar, sanft, freundlich bedeutete und erst in seiner Weiterentwickelung den schlimmen Sinn erhielt.

Das Wort Maffia nahm von 1860 ab seine böse Bedeutung an und behielt sie nach dem Drama eines gewissen Rizzotto: I Maffiusi di la Vicaria, das in packend geschriebenen Scenen das Leben und Treiben der palermitanischen Camorristen schilderte.

Bonfadini bestimmt die Maffia von heute so: die Maffia ist nicht durchaus eine ganz genau präcisirte Geheimgesellschaft, sondern die Entwickelung und die Vervollkommnung der Gewaltthätigkeit, der das Böse Zweck und Absicht ist. Sie ist die instinctive brutale, interessirte Solidarität, die zum Schaden des Staates, der Gesetze und der geregelten Organismen alle jene Individuen und socialen Schichten vereint, die es lieben, ihre Existenz und ihr Wohlbehagen nicht aus der Arbeit, sondern aus der Vergewaltigung, dem Betruge und der Einschüchterung zu ziehen.

Sicher ist: auch die Maffia ist eine aus dem ausgemergelten Boden des Elends hervorgeschossene, nun nicht mehr auszurottende Giftpflanze.

Auf Sicilien spendet die Natur mit so unendlich reichen Händen, und die große Masse des Volkes darbt und hungert. Unter den drei Millionen Menschen, denen die Insel frohe Tafel decken könnte, sind nur wenige Tausende, die als Menschen

leben, wenige Hunderte, die die Herren machen und schwelgen in Schlössern und Palästen, prunken in seidenen Kleidern, voll Gleichgültigkeit oder gar Hohn für die bleiche Armuth ringsum. Diese Armuth hat heute die tiefste Stufe erreicht, sie verschwistert sich mit dem Verbrechen und bedroht die Zukunft der schönen Insel.

Alles klagt und droht. Der Kleingrundbesitzer will sein Stückchen Land los sein und gemeiner Feldarbeiter werden. Er hat drei Scheffel Ackerboden und bezahlt jedes Jahr an gemeinen Steuern 127 Lire, an Bodensteuern 100, andere Abgaben 50, mehr als 300 sodann für Wirthschaftsbetrieb, wogegen er im Mittel nicht mehr als 550 bis 600 Lire einnimmt.

Der Feldarbeiter klagt, er habe nur sechs Monate im Jahre Arbeit und verdiene 7 bis 8 Lire die Woche, wenn es nicht regnet. In der arbeitslosen Zeit geht er Grünzeug sammeln an Hecken und Feldrändern, va a erbe, wie der Volksmund sagt, und brüht es, ohne Salz, mit heißem Wasser ab. Für ein schmutziges, feuchtes Kämmerchen, das er mit seiner kleinen Familie bewohnt, zahlt er jährlich 60 bis 70 Lire, Stroh bildet seine Lagerstätte. Arbeitet er auf dem Felde, so schläft er unter freiem Himmel. Ist er naß, muß ihn der Wind trocknen. Auf das schwarze Brot muß dennoch Verzehrsteuer gezahlt werden. Der Lohn wird in lauter Kupfermünzen, darunter so manche, die keinen Curs mehr hat, ausbezahlt.

Auch der Bettler ist nicht frei von Steuern, wenn er nicht im Freien schläft. Für das schäbigste Maulthier zahlt man jährlich 10 Lire Steuer, für jeden Esel fünf. Das veranlaßt die Herren, die deren zwanzig und mehr besitzen, nur drei oder vier anzugeben, und danach kräht kein Hahn.

Die Bilanz einer sicilianischen Bauernfamilie schließt immer und ausnahmslos mit einem Fehlbetrag ab. Davon erfahren die Grundbesitzer nichts, sie sind von der undurchdringlichen

Mauer ihrer Groß- und Kleinbeamten umgeben, ihre Beziehungen zu den Bauern sind die von Herren zu Sclaven.

Geregelt werden diese Beziehungen durch den dem Padrone zunächst stehenden Oberaufseher, einen meist rohen entschlossenen Menschen, emporgekommen nicht durch Fleiß, Treue, technische Befähigung, sondern durch seinen gewaltthätigen Charakter, seine ausgebreiteten Bekanntschaften in der Maffia, der er natürlich selbst angehört und — ein paar für ihn gut ausgegangene Processe. Mit den ihm vom Herrn jährlich ausgeworfenen 300 Lire kann er, daß weiß auch der Herr, nicht leben, aber er lebt und lebt gut und macht sich reich. Er weiß genau, gegen wen er sich freigebig und rücksichtsvoll zu bezeigen hat, und entläßt die Gendarmen mit trockenem Munde, während er den Briganten prächtige Tafel hält und die Viehräuber unter seine Fittiche nimmt.

Es folgen, als ihm untergeben, die Viehaufseher, der Bardonaio oder Führer von sieben Maulthieren, der Verwalter der Ackergeräthe, der Ochsenwärter, der Stutenwärter, eine ganze Schaar von Campieri, die des Herren Leibgarde bilden u. a. Sie sind in die Höhe gekommen kraft ihrer moralischen und strafrechtlichen Verdienste, die von den sicilianischen Gepflogenheiten nun einmal verlangt werden.

Mehr als 90%, behauptet der sicilianische Rechtsschriftsteller Alongi, mehr als 90% dieser Gesellen haben mit den Strafgesetzen, und mehrfach, zu thun gehabt und das giebt ihrem Zusammenleben den Kitt.

Wie nun sieht es aus in einer solchen Ackerbaugemeinde im Innern der Insel? Scheffel singt:

Ein Dorf, was ist's? Nur Mist und Rauch —

und dies kann als Charakteristik der meisten Inseldörfer gelten. Für jene Baulichkeiten, die den Menschen beherbergen sollen,

ist der Ausdruck Stall viel zu fein gewählt, denn wir könnten dabei an die saubern Kuh- und Pferdeställe unserer Gutsbesitzer denken. Unförmliche Steinhaufen, schwarz und ohne ein Bindemittel zusammengefügt, mit Dächern aus Scherben, die dem Regen kein Hinderniß bieten, ohne Fenster, nur durch einen Eingang als Wohnung gekennzeichnet, einen Eingang, der zugleich als Fenster und Schlot dient: das sind die Bauernhäuser.

Hier leben und weben die Weiber und Kinder, von Millionen Fliegen und andern dem Schmutz entstammenden Insecten umschwärmt. Das Haus enthält einen einzigen Raum, eine Höhle ohne Fußboden, von Rauch und Gestank erfüllt, denn in eine Ecke hinein ist der Herd gemauert und neben dem erbärmlichen Strohlager der Familie steht in seinem selbstgeschaffenen Sumpfe der Esel, das Maulthier, das vielgeliebte Schwein, hocken Hühner und Tauben. Mit diesem unsaubern Gethier zusammen in feuchter, verpesteter Luft schläft Mann, Weib und Kind, groß und klein. Auch das Essen ist eine Schmutzerei, in dem, wie und wo es bereitet, und in dem, was gegessen wird. Fleisch kommt nur auf den Tisch, wenn man es verstohlenerweise von einem verendeten Stück Vieh auf die Seite bringen kann. Oft fehlt das Salz in diesen Häusern, fast immer das Trinkwasser, d. i. das in unsaubern Cisternen zusammenfließende Regenwasser.

Das auf diesem Boden aufwachsende Kind ist fast noch schlimmer dran, als jenes in einem Fondaco geborene. Ungewarnt ist es allen brutalen Instincten hingegeben. Von Liebe der Eltern ist keine Rede. Der Vater sieht ein fressendes Maul in ihm, die Mutter hat nur für das säugende Wesen eine gewisse wilde Zärtlichkeit bedenklichster Art. Das kleine Geschöpf wird mit tollen Küssen überfallen, und die Lippen der Mutter saugen ihm an den Armen, am Halse, an den Wangen

gierig das Blut, herzlos und wollüstig beißen die Zähne in das zarte Fleisch. Unbekümmert um das krampfhafte Geschrei des dergestalt gemarterten Würmchens, ja angereizt dadurch, ruft sie immer und immer wieder leidenschaftlichen Tones: Brigantiellu miu, chi ssi duci, ti mangiu, ti rusicu tuttu! (Wie süß bist du, mein kleiner Brigant, ich freß dich auf, ich zernage dich!). Soll ein größeres Kind bestraft werden, so geschieht es in ähnlicher Weise: die Mutter rast bei irgend einem Vergehen dem Schuldigen auf offener Straße nach, reißt es zu Boden und beißt es in Arme und Wange bis auf's Blut, gleich einer tollgewordenen Bestie.

Wie andere der rothe Wein, so berauscht das Blut dies unerzogene Volk, und die Farbe des Blutes ist seine Lieblingsfarbe.

Das sind Reste uralter Barbarei, das Gesetz hat daran nichts ändern können, und die Kirche hat nicht bessern gewollt.

Und doch hat man in diesen ländlichen Behausungen, mit diesen Bauernbarbaren den tiefsten Schlamm, das größte menschliche Elend, das zum Verbrechen, zu Verbrechergenossenschaften geradezu berechtigt, noch nicht erreicht. Das Alles ist noch ein Idyll im Vergleich mit dem Leben und Leiden der Arbeiter in den ausgebeuteten sicilianischen Schwefeldistricten, mit dem Höllenleben und Höllenleiden der Zolfatai, das zu beschreiben der Feder eines Dante bedürfte.

Wer je Einsicht genommen in das Treiben der sicilianischen Schwefelarbeiter, der fühlt noch spät sein Herz sich zusammenziehen. Hier ist die menschliche Geduld, diese armselige Sclaventugend, auf die Marterbank gespannt. Unsagbar traurig ist, unglaublich, was in gewissen Bezirken an Menschenentwürdigung geleistet wird. Der verlotterte Grubenbetrieb ist meist in den Händen der rücksichtslosesten Camorristen und Maffiosi, die, von niedrigster Geldgier geleitet, jeder Moral baar, ihre Arbeiter,

von denen ihnen das Individuum weniger gilt als eine neue Hacke, hinsterben lassen, oder besser hinmorden als wären es Fliegen. Wer sich muckt, wird einfach beiseite geräumt und auch danach kräht kein Hahn.

Die Obrigkeit kümmert sich auch nicht um das nunmehr in allen civilisirten Ländern beseitigte, hier noch in voller Blüthe stehende Trucksystem. Welche Waaren, statt baaren Geldes, so ein armer Teufel hier empfängt, ist leicht einzusehen.

Unter diesem System leiden alle Arbeiter überhaupt, aber auch die niedern Beamten. Sind die Löhne schon durch camorristische Vergewaltigung mager genug normirt, so werden sie noch dazu bezahlt mit elendestem, in den Niederlagen verdorbenem Getreide. Dieses wird gemahlen verabfolgt, damit es noch bequem weiter gefälscht werden kann, verabfolgt nach falschem Maaß und Gewicht. Soviel Mehl doch dient den Arbeitern nicht, sie brauchen auch baar Geld. Wer ihnen nun das überschüssige schlechte Mehl abkauft, zahlt einen elenden Preis dafür, der dem ausbedungenen elenden Lohn lange nicht mehr entspricht. Auch mit Fleisch wird bezahlt, wenn dem Herrn eine Kuh stürzt. Oder es verdirbt ihm ein Faß Wein: mit Gips wird die Säure gebrochen. Die Zolfatai erhalten dies Getränk an Lohnesstelle. Fernere Tauschmittel sind ranziges Oel, verschimmelter Käse, muffige Hülsenfrüchte. Sofortige Entlassung steht auf verweigerte Annahme. In den kleinen Gemeinden erhalten die Feldhüter, Schulmeister und Straßenkehrer ihre monatliche Besoldung von 25 bis 30 Lire vom Gemeindeschatzmeister sehr oft in schlechtem Korn ausbezahlt.

Unter den Carusi, wie die Schwefelminenarbeiter auch genannt werden (carusare, sicil. = den Kopf ganz kahl scheeren, caruso = Kahlkopf, mit der Nebenbedeutung: in äußerste Armuth verfallen), unter den Carusi sind neunzig vom Hundert körperlich und moralisch durchaus verkommen, unter ihnen walten

die entsetzlichsten Laster. Und Kinder von sechs Jahren an arbeiten in diesen Pesthöhlen.

In Bezug auf Körperentwickelung ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den armen kleinen Carusi und den ebenfalls armen gewöhnlichen Dorfkindern zu Gunsten dieser constatirt worden.

Bei den Carusi schlechteste Ernährung in verdorbener Luft, schlechtestes Blut, Mißverhältniß unter den Leibesgliedern, Rückgratsverkrümmungen, arme ausgemergelte, fortwährend mit Schlägen und Fußtritten mißhandelte Kinderleiber, die in der Entwickelung durchaus zurückbleiben. Die aus diesen Bezirken sich stellenden Recruten haben das Aussehen von 13-, 14 jährigen Knaben. Es kommt oft vor, daß ausgebrochene Züchtlinge, verfolgte Verbrecher sich als Arbeiter in die der Obrigkeit unzugänglichen Gruben verdingen. Nach kurzer Zeit jedoch stellen sie sich wieder, des gräßlichen Maulwurfslebens müde, und erklären, lieber ihr ganzes Leben im Zuchthaus verbringen zu wollen, das mit der Grube verglichen ein Paradies sei.

Um es hier bei 14 stündiger täglicher Arbeit auszuhalten, muß man sozusagen in der Grube geboren sein. Giovanni Verga, der Verfasser der berühmten sicilianischen Dorfgeschichten, hat in einer dieser, betitelt Rosso Malpelo (deutsch in der von mir, Dresden 1887, herausgegebenen Sammlung italienischer Novellen „Sonnenbrut") das Leben eines solchen verkommenen Caruso behandelt, dort lernt man die weitern Schrecknisse, auch die der unglücklichen Vierfüßer, kennen. Kennt man sie, so wagt man gewiß nicht, einen Stein gegen sie aufzuheben.

Jene Feldarbeiter und diese Carusi sind durchweg besitzlos, und wenn es wahr ist, was der Dichter sagt:

> Etwas muß der Mensch sein eigen nennen,
> Oder er wird morden und brennen,

so sind die sicilianischen Mörder und Mordbrenner gerechtfertigt.

Ihnen gegenüber stehen die proprietari, die padroni, die signori oder Herren, meist Nachkommen jener berüchtigten antiken Barone, die von den Vätern als Erbe die ungemessenen Landstriche bekommen haben, jene unseligen Latifundien, die schon des alten Roms Verderben waren. Sie haben auch Sicilien so weit heruntergebracht, öconomisch und sittlich. Durch ein solches Besitzthum wandert man tagelang, ohne ein Haus oder eine Hütte zu finden, kein Baum ist zu sehen, kein Kornhalm, kein Brunnen, keine Blume, nichts was auf das Dasein von Menschen schließen ließe. Diese Latifundien sind aber die ungestörte Zufluchtsstätte der Briganten, die Tummelplätze des gemeinen Straßenräuberwesens. Der ganze Groll des Bauernvolkes, der tiefe Haß, der trotzige Widerstand Einzelner und ganzer Verbindungen, vor allem der sogenannten Fasci, sind gegen diesen nichtsnutzigen Großbodenbesitz gerichtet. Alle Briganten, berühmte und unberühmte, sind aus dem Bauernstande hervorgegangen, ohne Ausnahme. Ohne Ausnahme auch bekennen sie, daß sie tediati dalla mala vita, überdrüssig ihres Hundelebens, sich nach und nach brigantenmäßige Kleidung und Waffen verschafft und eines schönen Morgens, nach feierlichem Abschied von Verwandten und Freunden, beneidet von ihnen, mit Sack und Pack in das feindliche d. h. Räuberlager übergegangen waren, ihre Arme der rivendicazione sociale, der gesellschaftlichen Geltendmachung, zu widmen.

Der auf Sicilien, neuerdings auch in der römischen Campagna, in den Abruzzen u. a. O. wieder sehr im Schwange gehende Brigantaggio ist die am klarsten ausgesprochene Form der vielberufenen Maffia. Freilich der mythische Typus des sicilianischen Briganten, wie ihn noch A. Dumas der Vater mit verlogenen Farben malte, als einen Kämpfer für das Recht der Unterdrückten gegen die Vergewaltigungen des Adels und der reichgewordenen Bürger, als Helfer der Dürftigen, Ver-

sorgungsvater armer heirathsfähiger Mädchen, wie ihn selbst Garibaldi in seinem Räuberroman noch hinstellte — dieser Typus hat längst seinen Glanz verloren, und der sicilianische wie der römische Brigant haben sich als ganz gemeine brutale Hallunken entpuppt. Denn wenn alle sicilianischen und römischen Hirten, Bauern, Winzer, Wirthe, selbst Geistliche sich in den Dienst der Herren der Campagna stellen und immer bereit sind, sie den Nachforschungen der Behörden zu entziehen, sie demgemäß in ihren Häusern und Ställen zu verbergen, ihnen schnelle Nachrichten von den Bewegungen ihrer Verfolger zukommen zu lassen, sie mit Kleidern, Waffen, Nahrungsmitteln, Reitthieren zu versehen, wenn der Brigant durch's ganze Land Vorschub findet, so ist das nicht auf seinen diesen Leuten gezeigten Edelmuth zurückzuführen, sondern auf die ganz bedeutenden, nach Tausenden zählenden Löhne und Abfindungssummen, die er ihnen zahlt.

Der sogenannte Brigantaggio militante, das wohlgeordnete Bandenwesen, der Malandrinaggio, die gemeine Straßenräuberei, der Abigeato oder Viehraub, die Omertà, das organisirte Falsch-Zeugnißwesen, der Manotengolismo oder die Hehlerei, und alle andern Verbrechergenossenschaften der Insel: aus einer Wurzel stammen sie, aus der Maffia, dieser sicilianischen Camorra. Die Maffia wiederum wurzelt in der sicilianischen Geschichte, in den traurigen öconomischen und politischen Zuständen — und diese Wurzel auszugraben, hat sich noch keine Regierung stark genug erwiesen: sie sitzt heute fester als je.

Mit den einstigen politischen Geheimbünden Italiens, die vor 1860 wie Pilze aus der Erde schossen, hat die Maffia nichts gemein. Ich erinnere vorübergehend an jene, dereinst der italienischen Idee dienenden, an die mit Katechismen, Satzungen und Ritualen wohlversehenen Carbonari, Calderari, Decisi (Entschlossenen), an La giovine Italia, wo der Dolch eine

große Rolle spielte, an die Selvaggi (Wilden), die Unità italiana, die ihre Mitglieder auf einen dreischneidigen Dolch schwören ließ und einen Ausschuß der Erdolcher niedersetzte, an die Compagnia di Morte, die Todeskumpanei, deren Mitglieder gemeine Verbrecher waren unter dem Deckmantel der Politik, gerade wie die livornesischen Ammazzatori, die bolognesischen Terroristen, die Sicarii von Faënza, die Höllenbrüder von Sinigaglia.

Diese alle, sie waren meist nicht so fürchterlich wie ihre Namen, sind längst dahin, heute möchte man das Verbrechergenossenschaftsleben Italiens unter dem Gesammtnamen der Malavita zusammenfassen.

Ihre Sonderarten sind, wie wir aus allerjüngsten Processen erfahren, in Andria L'infame Legge, das schimpfliche Recht oder Gesetz, in Barletta die Verbrüderung der Picciuotti, in Bari und Neapel die speciell sogenannte Malavita, die richtigen Töchter der noch heute in Süditalien in Ansehen stehenden Camorra oder der sicilianischen Maffia, was schließlich auf eins herauskäme, denn diese wie jene sind Verbindungen oder Genossenschaften zum Zwecke des Verbrechens gegen das Eigenthum und gegen die Person.

Das ist die juridische Begriffsbestimmung, sie paßt auch auf alle Zweigverbindungen, sie mögen heißen wie sie wollen. Diese unterscheiden sich von einander nur durch ihre Satzungen, deren Hauptgrundzüge dennoch überall die gleichen sind: blinder, rascher, unerschütterlicher Gehorsam gegen die Obern. Unbedingtes Schweigen über die Mitglieder der Verbindung und über ihre verbrecherischen Unternehmungen. Körperliche, moralische und pecuniäre Hülfe für die Genossen, besonders die eingekerkerten. Ueber alles und jedes Benachrichtigung an die Obern, unter keiner Bedingung Anrufung der Behörden.

Die Uebertretung einer dieser Hauptvorschriften gilt als Verrath und wird mit dem Tode bestraft.

Mitglied kann werden, wer einen Nothfall zu entschlossener Erledigung bringen will. Erst muß er Beweise geben von Unempfindlichkeit, Tollkühnheit und — Unterwerfung, worauf er sich einem längern oder kürzern Noviziat zu unterziehen hat.

Die Einführungsgebräuche sind in den verschiedenen Provinzen verschieden. Typisch sind die bei den Maffiusi von Girgenti üblichen. Hier wird der Neuling den Sectionsvorstehern durch zwei wohlverdiente Mitglieder vorgestellt. In dem Zimmer tritt er vor den Tisch, auf dem irgend ein Heiligenbild liegt. Seine Pathen stechen ihn in den Daumen der Rechten und lassen das Blut über das Heiligenbild tröpfeln. Darauf muß der Novize den folgenden Eid leisten: Ich schwöre auf meine Ehre, der Brüderschaft treu zu sein, wie die Brüderschaft sich mir treu erweisen wird. Wie man dieses Bild mit meinem Blute verbrennt, so werde ich mein Blut für die Brüderschaft vergießen, und wie diese Asche nicht wieder Papier werden und dieses Blut nicht wieder flüssig werden kann, so kann ich die Brüderschaft nicht wieder lassen.

Hierauf wird das Bild an der Kerze entzündet und verbrannt.

An andern Orten kommt es vor, daß der neu zu Weihende auf ein Crucifix einen Schuß abgeben muß, um darzuthun, daß er nicht zögern würde, irgendwelche Person, selbst die ihm theuerste zu tödten.

Die Mitglieder der Malavita in Bari leisten folgenden Eid: Mit einem Fuße im Grabe und mit dem andern an der Kette, schwöre ich, Vater und Mutter zu verlassen, um den Zweig der Umiltà (Demuth, Unterwerfung im schlechtesten Sinne) zur Blüthe zu bringen und die Secte der Ehrlosen zu zerstören.

Nach diesem Eide wird der Geweihete als Gevatter begrüßt und hat die Ehre der erste zu sein bei der nächsten von der Hauptversammlung beschlossenen Impresa.

Colacino berichtet noch mehr über die Sprache der Verbündeten. Ist ein Bruder in Gefahr, so ruft er: Hundert hab' ich durchgemacht, und mit diesem hundertundeins! Hört ihn einer der Brüder, so muß er ihm Hülfe und Schutz angedeihen lassen. Um sich zu erkennen zu geben, dient die an den andern gerichtete Frage: Habt Ihr ein Cigarrenstümpfchen? Mich schmerzt der Backenzahn. Die Antwort ist: Ich hab' eins.

Und das Gespräch nimmt folgenden Verlauf:

Wie spät habt Ihr?

Meine Uhr geht dreißig Minuten nach.

Seit wann geht sie so?

Seit dem 25. März.

Wo wart Ihr an diesem Tage?

Hier wird der Ort genannt, wo er eingeweiht wurde.

Wer war da?

Schöne Leute.

Zu wem betet Ihr?

Zu Sonne und Mond.

Wer ist Euer Gott?

Aremi! — Eigentlich Oremi, eine Farbe im italienischen Kartenspiel, unserm Schellen (Carreau) entsprechend.

Die Maffia hat ihre unmittelbaren Oberhäupter und ihre geheimen Beschützer, mittelbare Helfershelfer, die den Großhehlern im Brigantaggio entsprechen. Diese werden zu solchem Amte getrieben theils durch Furcht, theils durch Ehrgeiz, theils durch Bosheit oder durch all' diese Gründe zusammengenommen. Sie gehören jener Klasse an, die ihren Einfluß gewinnt aus dem Namen und dem Reichthum, die voll leidenschaftlichen Ehrgeizes danach trachtet, die Uebermacht zu haben, die keine

Beleidigung verträgt, sich grausam rächt und dabei einen unrechten Gewinn nicht verschmäht.

Wer auf Sicilien seine Ehre und seine Habe respectirt sehen will, muß eine bewaffnete Macht von einiger Bedeutung zur Verfügung haben, und wissen und fühlen lassen, daß er sie hat. Weichherzigkeit wird verlacht und unter die Füße getreten.

Reiche sicilianische Grundbesitzer gehen noch heute aus ihrem Schlosse hervor wie die mittelalterlichen, von Manzoni geschilderten gewaltthätigen Barone: begleitet von einem Dutzend schwerbewaffneter uniformirter Bravi, Maffiosi ohne Ausnahme, aber trotzdem gemeine Vasallen, da sie, wie alle sicilianischen abhängigen Bauern gezwungen werden, ihren Bart zu scheeren, den erst der freie Brigant wieder wachsen läßt.

Das Schloß ist durch eiserne Thore, Fallgitter und Zugbrücken von der Außenwelt abgesperrt, nur eine Person auf einmal hat Zutritt.

Sicher ist trotzdem so ein Herr nie und seine eigenen Creaturen scheuen den Verrath nicht, wenn es gilt, ihm gehörig zur Ader zu lassen, zu welchem Zwecke dann die Maffia ihre besten Truppen, den Brigantaggio in's Gefecht führt, der Feldzugsplan wird stets im Hauptquartier entworfen und von diesem geht der Befehl zum Angriff aus.

Hier vorerst ein leichter Fall aus jüngster Zeit.

Der Baron Antonio Spitalieri, ein allbekannter catanesischer Großgrundbesitzer, begab sich am 21. August 1893 in Begleitung seines Sohnes von Catania aus auf eines seiner Grundstücke in der Nähe von Paternò, 21 km von Catania, am Aetna. Der Abend kam, und um der hier herrschenden Malaria auszuweichen, suchte der Baron Nachtquartier im Landhause seiner ihm befreundeten Nachbarin, der Baronin Ciancio in Poiera, um am nächsten Morgen zur Besichtigung

seiner Felder zurückzukehren. Diesmal begleiteten ihn vier bewaffnete Campieri. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm sechs Reiter auf trefflichen Thieren den Weg versperrten. Die Campieri waren rasch entwaffnet und geknebelt, der Baron wurde in die Mitte genommen. Er hatte kein Geld bei sich, und die Briganten führten ihn kecklich vor das Haus der Baronin Ciancio, die als Loskaufssumme 50000 Lire zum Fenster hinauswarf. Diese Summe wurde als zu klein befunden, so stürmten die Briganten in das Haus, erbrachen Thüren und Schränke und brachten endlich 110000 Lire zusammen. Damit erklärten sie sich vorläufig zufriedengestellt, ließen den Baron los und verabschiedeten sich von ihm mit ehrerbietigem Handkuß. Die Ausführung oder richtiger Aufführung hatte von früh 8 bis Nachmittags 4 Uhr gedauert und war so ziemlich glatt (sogar mit Frühstück) verlaufen, bis auf einen eigenartigen Zwischenfall. Bei der Baronin zurückgeblieben war der 14jährige Sohn Spitalieris. Als er vom Balcon aus seinen Vater in den Händen der Räuber sah, schoß er unter die Bande — eine kindliche Thorheit, die ihn beinahe theuer zu stehen gekommen wäre, denn fünf Schüsse wurden auf ihn abgegeben, von denen einer ihm die Haare versengte. Uebrigens waren die Briganten selbst über diese That erstaunt und umarmten und küßten später den jugendlichen Helden zum Zeichen der Bewunderung.

Schwerer ist der folgende Fall, der sich in der Provinz Palermo, in der Nähe der schönen Kreisstadt Termini Imerese, zutrug. Er gestattet auch Einblick in den wohlorganisirten „Manotengolismo", den Helfershelferdienst, dem selbst Priester angehören.

An einem Maientage des Jahres 1892 ging der Cavalier Filippo Arrigo, ein schöner, starker, wohlgelittener Mann und Großgrundbesitzer, mit seiner Familie zur Villeggiatura auf sein

Landgut. Am 25. Mai stand er um 5 Uhr früh auf, ließ sich durch den Inspector ein Pferd satteln, um auf eine andere Besitzung zu reiten, und führte, außer dem Inspector, noch seinen 14 jährigen Sohn Francesco auf einem Esel mit. Nach Erledigung der Geschäfte nahm Signor Arrigo, da es die Zeit des Wachtelstrichs war, die Flinte und wanderte ein wenig durch die Saatfelder. Er traf auf zwei andere Jäger, die ihn grüßten und weitergingen, dann stieß er wieder mit seinem Sohne und dem Inspector zusammen. Da, vor der Oeffnung eines Thälchens, entdeckte der Inspector plötzlich fünf Carabinieri. Hierbei war freilich nichts Auffälliges, denn bei den unsichern Zeitläufen hatte diese Waffe in zahlreichen Streifwachen die Campagna abzusuchen.

Die Carabinieri kamen langsam näher und der Wachtmeister grüßte höflich: „Guten Tag, Herr Arrigo, wie geht's?" In diesem Augenblick traten weitere drei Personen an die Gruppe heran, sie hatten durchlöcherte Taschentücher vor dem Gesicht, und nun wußte Herr Arrigo, woran er war: die vermeintlichen Carabinieri waren Briganten. Dem Inspector wurden die zwei Gewehre, die er über der Schulter trug, abgenommen, dann ward er geknebelt. Einer der falschen Carabinieri ergriff das Pferd des Herrn beim Zügel, und vorwärts ging's. Der Sohn, der die Lage seines Vaters vollständig begriff, begann bitterlich zu schluchzen. An Flucht war nicht zu denken. Ein Bauer, der seines Weges kam, wurde gleichermaaßen geknebelt mitgenommen. Dasselbe Schicksal hatten die beiden Jäger, denen Signor Arrigo kurz vorher begegnet war. Bei einer Strohhütte wurde Halt gemacht. Die drei zuletzt Aufgegriffenen, ferner der Inspector und Arrigo's Sohn mußten eintreten. Diesem hatte der Wachtmeister noch in drohendem Tone gesagt: „Ich bin Giorgio Bruno (ein landein, landaus wohlbekannter Bandenführer), sage Deiner Mutter, daß sie so

rasch als möglich 30 000 Oncen*) flüssig mache und mir schicke; sage ihr aber auch, daß sie das fein stille abthue und nicht etwa die Gewalt aufbiete, da Ihr sonst Euren Vater nicht wiederseht."

Herzzerreißend war der Abschied zwischen Vater und Sohn. Der Vater wurde weiter dem Gebirge zugeführt, bei der Strohhütte blieben als Wache bis zu hereinbrechender Dämmerung jene drei vermummten Bauern zurück. Nach deren Entfernung flohen die Eingeschlossenen nach Termini, wo die Sache bald ruchbar wurde. Die erschreckte Familie Arrigo that, wie es bisher ohne Ausnahme alle gethan, sie schwieg der Obrigkeit gegenüber und begann insgeheim durch Zwischenträger, die sich rasch anboten, mit den Briganten zu unterhandeln. Die Behörden in Anspruch nehmen, würde heißen, das Todesurtheil des Gefangenen unterschreiben. Aber auch so ist der Ausgang immerhin zweifelhaft. Denn wenn die „Sequestration" — so nennt man die Aufhebung einer Persönlichkeit durch die Briganten — aus Rache erfolgte, so verliert die Familie das Geld und dazu die geliebte Person. Der Gefangene wird unterdessen auf's Strengste bewacht, erfährt aber meist eine rücksichtsvolle Behandlung, die Räuber sind um ihn herum wie treue Diener.

„Ew. Excellenz möchte rauchen? Wir haben hier ‚Minghetti', denn wir wissen, daß Sie nur diese Sorte lieben."

„Excellenza möchte einen Bissen essen? Es thut uns unendlich leid, daß wir nichts Ihrer Würdiges haben, aber in der Campagna muß man die Dinge nehmen, wie sie sind."

Und doch wird zumeist eine Tafel bereitet, auf der weder das Weißbrot, noch ein wohlgebratenes Huhn, noch ein guter

*) Once, eine sicilianische Rechnungseinheit alten Stils = drei neapolitanischen Ducati = 10 Mark unseres Geldes; 30 000 Oncen also = 300 000 Mark.

Wein fehlen. Ja, oft giebt es silberne Bestecke und ein feines Caffeeservice. Die Herren Wächter erlauben sich dabei nicht, mit „Sr. Excellenz" zusammen zu essen, sie verkennen den socialen Abstand durchaus nicht und tragen ihm Rechnung, trotzdem sie eben das Heft in Händen haben.

Alongi erzählt eine Anekdote von einem jungen Baron S., der bei seiner Sequestration gegen 150 Lire in der Tasche hatte. Davon bereiteten die Briganten dem Herrlein ein prächtiges Mahl und übergaben ihm am Schlusse, genau wie in einem Speisehause Neapel's oder Palermo's, auf einem Teller die Rechnung, in welche natürlich auch das abseits von den Briganten verzehrte Essen einbegriffen war. So gut wurde es dem Cavaliere Arrigo nicht, und zwar aus dem Grunde nicht, weil die Soldaten und Gendarmen den Räubern auf den Fersen waren und ihnen nirgends lange Rast zu machen erlaubten. Oft ward der Gefangene mit verbundenen Augen geführt, oft in Höhlen versteckt, oft fehlte es an einem Bissen Brot. Vier bis fünf Tage lag er unter einem Treppenabsatz in irgend einer Behausung und ward mit dem Tode bedroht, weil Nachrichten von den Seinen ausblieben. Hierauf mußte er einen neuen dringlichen Brief nach Hause schreiben.

Endlich kam einiges Geld (man braucht bei diesen Gelegenheiten die Vorsicht, nur wenig auf einmal zu schicken, um die Mühsal des Herbeischaffens deutlich zu machen), den nächsten Tag mehr, und als 120 000 Lire beisammen waren, wurde der Cavaliere Arrigo eines Abends in die Felder hinabgeführt und seinem Schicksal überlassen. Nach einer Abwesenheit von drei Wochen traf er, schwer an der Gesundheit geschädigt, bei den Seinigen ein. Die Gattin fand er sterbend.

Was hatte die Maffia bei diesem Fall zu thun?

Es ist natürlich, daß ein so gewichtiger Streich wie ein „Sequester" nicht im Handumdrehen gemacht werden kann; er

wird von lange her vorbereitet und verlangt die höchste maffiose Technik. Die Briganten sind dabei nichts als der Arm, das Werkzeug, alles andere ist Werk der unbekannten Verbrecher und Hehler. Von diesen studirt eine Gruppe lange und genau die Gewohnheiten des auserlesenen Opfers und der es umgebenden Personen. Zu diesem Zwecke wird einer der Knechte oder Campieri gar leicht gewonnen. Dieser treulosen Diener einer ist es auch immer, der sich zum nachherigen Vermittler beim Loskauf anbietet. Die Familie weiß genau, wes Geistes Kind der Mann ist, der ihr diesen Dienst leistet; sie nimmt aber dennoch gern und dankbar seine Hilfe an. So kommt es, daß der Gefangene draußen in irgend einer Schlucht seine Cigarrensorte, seinen Lieblingswein findet. Ebenso peinlich genau wird der zur Ausführung bestimmte Platz studirt. Eine zweite Gruppe, aus Bauern, Winzern, Hirten, Feldhütern, Hausirern und Bettlern bestehend, bildet die Gegenpolizei. Sie beschäftigt sich mit steter Berichterstattung über die Bewegungen der wirklichen Polizei und bestimmt die Wege der ihr Opfer führenden Briganten.

Zuletzt wird der Bergungsort ausgewählt. Ein Häuschen, ein Stall inmitten der zahlreichen Baulichkeiten eines großen Besitzthums, eine von außen nicht sichtbare Höhle, meist in größter Nähe des Schauplatzes der That, oft auch ein Haus mitten in einem Dorfe. Alle diese Orte werden schon vorher reichlich mit Lebensmitteln versehen. Sind diese, wo sich die Dinge in die Länge ziehen, aufgezehrt, so finden sich auf verabredete Zeichen Lieferanten genug, die das Nöthige an vorher bestimmten Stellen niederlegen. Verräther kommen hierbei fast nie vor und wenn dennoch, so sind sie früher oder später sicherem Tode verfallen.

Der Befreiung Arrigo's folgten zahlreiche Verhaftungen. Der erste, der festgenommen wurde, war der Vermittler zwischen

der Familie und der Bande. Der aber schwieg. Ein anderer jedoch, der lange im Kerker gesessen hatte und inzwischen von seinem Weibe verrathen worden war, hatte sich, um Rache an diesem und dem Schädiger seiner Ehre zu nehmen, in die Bande Giorgio Bruno's aufnehmen lassen; und durch diesen erfuhr man nun, daß Bruno einen großen Streich hatte ausführen wollen, daß die Uniformen seit langem bereit gelegen waren im Hause des Apothekers Pasquale Quattrocchi in Termini Imerese, der zusammen mit seinem Bruder Liborio, Seelsorger der Gemeinde, Haupt und Leiter des Unternehmens gewesen sei.

Inzwischen hatte auch ein auf den Feldern aufgefundener Knopf einer Carabinieri-Uniform Licht in die Dinge gebracht. Der Knopf trug die Firma eines Schneiders von Novara und dieser gab die Adresse des Bestellers in Termini an. Alle Fäden liefen in dem Hause des Seelsorgers Don Liborio Quattrocchi zusammen, der, wie sich im Verlaufe des Processes durch sein und fast aller Mitschuldigen Geständniß herausstellte, der „Capo assoluto", das gebietende Haupt der Maffia war und bereits gegen acht „Sequestrationen" geleitet hatte. Sein Bruder, der Apotheker, und sein Neffe, Giuseppe Giulio, waren Helfershelfer gewesen. Der Großrath der maffiosen Verbrüderung versammelte sich Abends unter dem Vorwand eines Spielchens in dem Laboratorium der Apotheke.

Das Geschäft war einträglich, denn der Cassirer der Maffia zahlte von Arrigo's Gelde dem Priester allein 30 000 Lire aus; 10 000 erhielt dieser für gehabte Auslagen, 20 000 als Director der Maffia. Der Proceß konnte wegen Bedrohung der Richter und Geschworenen durch die Maffia nicht auf Sicilien geführt werden, er wurde vor das Tribunal von Trani in Apulien verwiesen.

Bis zu welchem Grade von Frechheit, meinetwegen Toll-

kühnheit die Hehler der Maffia gelangen, ist aus folgendem Geschichtchen, das in dem Büchelchen „I Masnadieri Giulianesi“ (die Räuber von Giuliana) erzählt wird, zu ersehen.

Ein gewisser Signorelli war von der Bande, die in Giuliana, Kreis Corleone, „ansässig“ war, sequestrirt worden. Er wurde eifrig gesucht, war aber nirgends aufzufinden. Eines Tages rückt ein Trupp von 35 Soldaten unter Führung des Commandanten von Mazzara dem stark anrüchigen „Gevatter“ Castrenze Tamburello vor's Haus. Der Commandant tritt ein und findet den Mann „schwerkrank“ zu Bett. „Wie geht's, Gevatter Castrenze?“

„Wie's eben mag, theurer Herr Commandant. Schlecht, in Monreale hab' ich mir's Fieber geholt.“

„Das thut mir leid, und um so mehr, als ich Euch einen guten Vorschlag zu machen hätte.“

„Das ist gleich. Sagen Sie, Herr Commandant, womit ich Ihnen dienen kann!“

„So hört, Gevatter Castrenze, ich habe einen guten Platz als Flurschütze zu Eurer Verfügung, und das ist nicht alles. Ich füge die schöne Summe von 4000 Lire hinzu, wenn Ihr mir den bewußten Dienst erweist. Ihr wißt Näheres von der Sequestration Signorellis, Ihr wißt auch, daß sie ein Werk der Giulianesen ist. Gebt mir nur einen Faden, an dem ich mich halten kann, um die Bande und den Gefangenen zu finden.“

Und hier ist zu sagen, daß der arme, schon lange so schmerzlich Gesuchte im Nebenzimmer lag, von den Sprechenden nur durch eine dünne Wand getrennt, behütet von zwei Briganten!!

„Ich bin schwer krank, Herr Commandant, zu nichts gut. Das Fieber wird mich verbrennen; um aber Ihrem Vertrauen, mit dem Sie mich beehren, entgegenzukommen, nehme ich

den Vorschlag an. Sobald ich mich nur einigermaßen wieder rühren kann, werde ich etwas thun und Sie von dem, was ich in Erfahrung bringe, schleunigst, auch telegraphisch, in Kenntniß setzen."

Und der Commandant, der eine Luft mit den Räubern athmete, solche Frechheit aber nicht ahnte, ging weg, zufrieden, einen „Confidente", einen „Vertrauensmann" gefunden zu haben.

Siebenunddreißig Tage schon lag der Gefesselte in Gevatter Castrenzes dumpfiger Kammer, als an einem Novemberabende das Haus plötzlich und gänzlich unerwartet von einem Trupp Bersaglieri und Carabinieri umstellt wird. Gevatter Castrenze steht auf der Schwelle und schaut, die Hände in den Hosentaschen, dem Vorgange gelassen zu. Das Volk läuft neugierig herbei. Der Offizier tritt kurz auf Castrenze zu und fragt:

„Seid Ihr Castrenze Tamburello?"

„Zu dienen, Herr Lieutenant."

„Gut. Wen habt Ihr im Hause, Tamburello?"

„Niemand."

„Dann öffnet die Thür!"

„Ihnen zu dienen. Ecco!"

„Gut! Oeffnet auch die Thür zu jenem Zimmer!"

„Das thut mir wirklich leid, aber den Schlüssel hat mein Bruder mitgenommen."

„Wenn der Schlüssel fehlt, so ist hier eine Axt, die als Schlüssel dienen kann. Brecht die Thür auf!"

„Trotz des Schadens, der meinem Eigenthum zugefügt wird, gehorche ich, Herr Lieutenant."

Durch diese Bereitwilligkeit glaubte er den Offizier zu überzeugen, daß wirklich Niemand da drinnen sei, und er hatte sogar die Frechheit, die ersten Schläge gegen die Thür zu

thun. Da er aber sah, daß der Lieutenant ruhig wartete, bis die Thür aufspringe, setzte er ab und suchte einen andern Ausweg.

„Ich bin ein ehrlicher Mann," sagte er, „und will mein Gewissen nicht mit dem Schaden belasten, der daraus entstehen könnte. Hören Sie, meine Herren, ich sage Ihnen die Wahrheit . . . Hier drinnen stecken wirklich die Räuber und ihr Gefangener Signorelli mit ihnen. Wenn Sie mir erlauben — es ist nur, um größeren Schaden zu verhüten — so gehe ich hinein und werde alles thun, die Dinge zu einem friedlichen Abschluß zu bringen."

Und Offizier, Carabinieri und Bersaglieri gingen wiederum auf den Leim. Sie ließen ihn im guten Glauben eintreten, die Thür hinter sich schließen und mit den Briganten unterhandeln.

Die Capitulation schien gesichert. Gevatter Castrenze aber hatte kaum die Thür fest hinter sich geschlossen, als er den befreundeten Räubern zurief: „Eine Flinte her und geben wir Feuer!"

Sofort wurde das Feuer eröffnet und die überraschte Truppe sah einen der Ihrigen nach dem andern fallen durch die wohlgezielten Schüsse der Verzweifelten, die ihr Leben theuer verkauften, nur mit großer Mühe überwältigt und der Behörde überliefert wurden.

Das sind Fälle des in seiner „Technik" wohlbewanderten, vortrefflich organisirten (vortrefflicher jedenfalls als bisher die öffentliche Gewalt) „Brigantaggio militante". Handwerkspfuscherei, bloßes Dilettantenthum ist der gemeine „Malandrinaggio" (Straßenräuberei), der sich schließlich an Jedermann vergreift, der auch in seiner jüngsten Ueberhandnahme dem fremden Besucher der Insel verderblich werden könnte.

Hier ein letzter Fall vom 29. October 1893. An diesem

Tage erschienen vier lumpige Kerle, mit Hinterladern bewaffnet, vor einer einsamen Meierei der Herzogin Fernandina und sprachen den Campiere Salvatore Albo um Brot an. Albo suchte sie rasch zu bedienen, ging in's Haus und ließ sie allein mit dem Aufseher Ortolevo. Dieser wurde jetzt zu Boden geworfen, gebunden und beraubt. Plündernd drangen die Räuber darauf in die Wohnung ein, raubten 200 Patronen, 4 Kilo Pulver, 3 Flinten und für 500 Lire Geld und Wäsche. Der Campiere Albo entfloh, doch schossen die Räuber ihm nach und tödteten ihn. Der am Boden liegende Aufseher erhielt mehrere lebensgefährliche Dolchstiche und blieb hilflos liegen. Die Nacht verbrachten die Burschen auf dem benachbarten Landhaus Montoscuro, wo sie am nächsten Morgen durch eine Abtheilung Carabiniere und Bersaglieri umzingelt wurden. Es waren drei polizeilich „Vorgemerkte" aus Alcamo dabei, die schon viel auf dem Kerbholz hatten.

Man spricht von der Schwäche der Behörden und von ihrer Bestechlichkeit, man weiß für seine Sicherheit keinen Rath und unterwirft sich dem mächtigeren Gesetz, dem der Maffia. Es ist wahr, die hierher versetzten, meist oberitalienischen Beamten, Präfecten, Unterpräfecten, Präfecturräthe, Justizbeamten, Quästoren und Prätoren kennen die Sitte des Volkes nicht, beleidigen den Stolz und die Eitelkeit der Sicilianer und werden doch von diesen als „Hungerleider" angesehen. Daneben wird tausendfach geklagt, daß die Insel als Strafplatz angesehen werde, daß die, die in den anderen Provinzen „drüben" sich unmöglich gemacht, Bestecher und Bestochene, hierhergeschickt werden. Die Gerichtsbehörden sind überfaul, ihr Ruf ist sehr bedenklich. Ganz öffentlich erzählt man sich entsetzliche Geschichten von ihrer Bestechlichkeit und grausamen Ungerechtigkeit. Auf der andern Seite freilich ist die Arbeit an den Tribunalen und Schwurgerichtshöfen erdrückend groß und nicht zu be-

wältigen. Mit der überhandnehmenden Noth wächst das Verbrechen. So lagen Ende 1893 allein in dem Gefängnisse von Girgenti, das für 375 Gefangene knapp eingerichtet ist, deren 450, und obschon sich die Gerichtshöfe in Dauer erklärt haben, müssen doch viele Gefangene zwei, drei, vier und mehr Jahre warten, ehe die „Reihe" an sie kommt.

Das Volk ist müde und hungrig. Es nimmt den letzten Rest seiner Kraft zusammen, schüttelt die letzte Scheu ab, und was vordem im Finstern rachsüchtig sich der Maffia anschloß, tritt jetzt offen auf den Markt, wo die Maffia den Socialismus predigt.

Sechstes Intermezzo.

Verbrecherkunst.

Von den disegni sulla pelle, den Hautmalereien, dem Tattuaggio der italienischen Verbrecher will ich reden, denn nicht die Wilden allein sind es, die die Kunst des Tätowirens üben, ja diese barbarische Sitte der Südseeinsulaner ist heute hoffähig geworden, ist in die hohen Kreise Englands und besonders durch den Herzog von York, den Sohn des Prinzen von Wales, Mode geworden. Dieser hat seine Oberarme mit künstlichen Wappen und Flaggen bemalt, richtiger tätowirt. In London giebt es einen Professor Williams, der in dieser Hautmalerei Meister ist und für jede derartige künstlerische Verschönerung fünfzig Pfund Sterl. erhält. Auch noch andere englische Prinzen, sowie der russische Großfürst Alexis sind tätowirt. Das Beispiel der Prinzen mußte natürlich Nachahmung finden und fand sie im Hause der Lords. Viele der edlen Lords tragen nunmehr ihre Wappen, sowie Adelskronen mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit sich herum und können so mit den Fidschiinsulanern und anderen Bewohnern des Südseearchipels wetteifern*) und — mit den süditalienischen Verbrechern, die den Tatuaggio zu einer besonderen Kunst herangebildet haben.. Diese Tätowirungskunst ist aber uralt.

---

*) Notiz aus der Gartenlaube.

Ehe kunstbeflissene Mönche in geheimnißvoller Arbeit wohlpräparirte Pergamente mit bunten Farben in allerlei wunderlichen Schnörkeln und Figuren bemalten, diente die menschliche Haut, ein lebendiges Pergament, den höhlenbewohnenden Urvölkern als Unterlage für archivarische und künstlerische Bestrebungen jeder Art. Hunderttausende auf diese Art hergestellte ambulante Documente in Großfolio, die es verdient hätten, conservirt und in Bibliotheken aufgestellt zu werden, sind zu Staub geworden und der Nachwelt verloren gegangen.

Doch nicht so ganz! Wie sich im heutigen Volksaberglauben heute, nach Tausenden von Jahren, noch deutliche Spuren prähistorischen Glaubens finden lassen, so findet sich der primitive Brauch der Ur-Tätowirung noch immer, nur schwer lesbar wie Runen-, wie Keilschrift, bei allen Völkern, wilden wie civilisirten.

Diese älteste Pergamentmalerei mag auf den Wunsch der Menschen zurückzuführen sein, den einfarbigen Leib durch farbige Muster zu verschönern, so daß die Tätowirung in erster Linie an Stelle der nicht zu habenden Kleider getreten wäre; doch diente sie zweifellos auch religiösen Bräuchen und als Stammes- oder Würdeabzeichen. Auch dem in aller Natur so gewaltigen geschlechtlichen „Lockruf" diente diese Malerei, in diesem Falle die Mannheit des starken Geschlechts andeutend.

Ein Eskimo, der seinen Feind erschlägt, erzählt Andrée, tätowirt sich ein, zwei blaue Striche unter die Nase und erhält den Mördertitel. So notiren sich auf Sumatra die Passumah jeden neuen Mord durch farbige Zeichen auf die eigene Haut, während den Bewohnern Ostasiens der Leib als Kerbholz dient für contractliche Verpflichtungen oder empfangene Waarenlieferungen.

Auf der Markesasinsel Nucahiwa wird dem gemeinen Volk die Hautfläche zugemessen, die sie tätowiren wollen, während

den Vornehmen der ganze Leib zur Verfügung steht. Auf Neu-Seeland ist die Tätowirung das „von", das Adelswappen, das zu führen der Plebs verboten ist; aber auch die Häupter dürfen sich gewisse Zeichen nur gönnen nach dem Gelingen dieses oder jenes großen Unternehmens: das wäre also die Decoration pour le mérite.

Die weniger cultivirten Völker des Alterthums, wie z. B. die Kelten, übten die Tätowirung auf breitester Stufe; so erhielten die Pikten Hochschottlands ihren Namen direct von der Bemalung der Leiber, und Herodot sagt, daß bei den Thrakern nur das niedere Volk nicht tätowirte.

Beim Volke Israel war die Tätowirung gesetzlich verboten, im 3. Buche Moses (XIX, 28) steht: „Ihr sollt kein Mal um eines Todten willen an eurem Leibe reißen, noch Buchstaben an euch pfetzen." So unterschied sich das Volk von den umwohnenden Barbaren. Aber die römischen Soldaten trugen den Namen ihres Führers auf den Arm tätowirt, wie die Christen das Christusmonogramm. Alle Jerusalempilger, auch die vornehmsten, kehren tätowirt zurück, d. h. in diesem Falle mit dem Beglaubigungsstempel des heiligen Grabes versehen, der von den bettelnden Pilgern vorgezeigt wird, was leicht zu bewerkstelligen ist, weil man zur Operation meist den Vorderarm benutzt.

Hier nun will ich von der Tätowirung unterm Volke Italiens und unter diesen ganz besonders von der der Verbrecher erzählen.

Es ist ganz unglaublich, wie beliebt bei dem gemeinen italienischen Volke diese Praxis ist. Die sich viel mit Demopsychologie beschäftigende Schriftstellerin Pigorini-Beri berichtet aus ihrer Heimath Umbrien, Marchen und Abbruzzen, was ich auch in den südlichen Provinzen Italiens und auf Sicilien erfahren, wie die meisten Feldarbeiter tätowirt sind: mit Figuren

von Madonnen und Heiligen, Kreuzen, Passionssymbolen, Sonne und Mond, heiligem Geist, durchstochenen Herzen, mit Erdkugel und Kreuz oder Stern. Das Ganze ist so selbstverständlich und natürlich, daß Niemand es nur der Erwähnung werth findet. Wie jene Jerusalempilger lassen sich alljährlich Tausende von Besuchern der Casa Santa zu Loreto tätowiren und zwar nach Jahrhunderte alten, berühmten Mustern, die ihren Ursprung zunächst in den Stigmen des heiligen Franciscus suchen und zur Zeit des Papstes Sixtus V., eines Sohnes der Marchen (Ende des 16. Jahrh.), in Umlauf gesetzt wurden. Dieser Papst gehörte dem Orden des heiligen Franciscus an, und dieser Orden besitzt seine ganz besonderen Tätowirungen, die sich von den durch die Jesuiten eingeführten durchaus unterscheiden.

Diese heiligen Zeichen auf den Bauernleibern finden sich gemischt mit Liebesmarken, unter denen am zahlreichsten vertreten sind die von Pfeilen durchbohrten Herzen, einzeln oder paarweise zusammengekoppelt. An den heiligen Zeichen, wie an maurerischen, sollten die in alle Lande ausziehenden Boten des Franciscanerordens sich erkennen, erkannt, durch sie geschützt werden. Ganz so wie es im 9. Capitel des Propheten Hesekiel heißt: „Erwürget Beides, Alte, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Weiber, Alles todt, aber die das Zeichen (ein „Thau" auf der Stirn) an sich haben, davon sollt ihr keinen anrühren."

Ganz zu dem gleichen Zwecke, erkannt, unterstützt, geschont zu werden, zeichnen sich die verbrüderten Verbrecher Italiens, die Anhänger und Novizen der Camorra, der Maffia, der Malavita, Männer und Weiber, ständige Insassen der Galeeren und Zuchthäuser, der Polizei- und Criminalgefängnisse: die unter einem „bösen Stern" Geborenen. Schon unter den Minderjährigen werden 40 Procent Tätowirte gezählt. Es ist

überraschend, wie sodann dieser Tattuaggio in Wort und Bild so ganz dem Verbrecherstile entspricht.

Da finden sich ein Paar durchkreuzter Dolche mit dem Motto: „Ich schwöre, mich zu rächen", oder die Worte: „Keine Hoffnung", „Tod dem Bürgervolk" mit der Zeichnung eines Stilets, „Tod den Feiglingen, es lebe das Bündniß". Einer trug eine Guillotine auf der Brust gravirt mit der Umschrift „Schlecht hab' ich angefangen, schlecht ende ich. Das ist der Ausgang, der mich erwartet." Hier in Neapel ward vor etwa 15 Jahren ein berüchtigter Camorristenführer, Salzano, arretirt, der außer den ritualen Tätowirungen auf Schulter und Arm, ein ganzes großartiges Gemälde auf dem Rücken trug: seine Figur mit erhobenem Stock auf einen Polizisten weisend, im Hintergrunde das Meeresufer mit Häusern und Bäumen; den Rahmen bildete eine Galeerensträflingskette, darüber: „Er schießt Alle nieder". Die Inschriften sind meist cynisch, z. B.: „Die Galeere erwartet mich." „Sohn des Kothes." „Eher crepiren, als Farbe ändern." „Tod den untreuen Weibern." „Tod den Gendarmen." „Hoch Frankreich und die gebratenen Kartoffeln (!)."

Oft stellen die Zeichnungen ein von einer Faust bedrohtes Carabinierihaupt dar, oft auch sehr unfläthige Dinge, unzüchtige Embleme und Acte auf Körpertheilen, die, ihrer Empfindlichkeit wegen, selbst bei den Wilden verschont bleiben. Ein Beweis für die große Unempfindlichkeit solcher Naturen oder das Heldenprotzenthum, womit sie den Jungen imponiren wollen. Es unterzog sich ein solcher Galeerenheld der schmerzhaften Operation drei Wochen lang durch drei Stunden täglich.

Nur höhere Polizeibeamte können genauen Aufschluß geben über diese Heraldik des Verbrecherthums, von ihnen werden die Tätowirungen unterschieden in solche der Liebe, des Hasses, des Schimpfes, der Wollust, des Aberglaubens, des Gewerbes, der

Beschwörung, der Erinnerung, der Verbindung, in politische und die schon angedeuteten religiösen Tätowirungen.

Die Tätowirung dient aber auch manchmal als eine Art Familienwappen. Zwei neapolitanische Blutmenschen, in ihren Verbindungen bekannt, der eine als „Totonno o scarafone“, d. h. Antonchen, der Mistkäfer, der andere als „Pascariello cape 'e gatta“, Pasqualchen, der Katzenkopf, trugen dann wirklich die Tätowirung eines Käfers und eines Katzenkopfes an sich.

Die Tätowirungen der Diebe sind hochinteressant, denn mit den noch in Stammbüchern sich findenden durchbohrten Herzen hat sich die Phantasie des Volkes nicht genug gethan. Mammino fand bei sicilianischen Verbrechern, in denen, trotz aller Gleichgültigkeit gegen das Blut des Nächsten, die Flamme der Liebe sehr hoch lodert, die sonderbarsten Dinge auf die Haut gemalt.

Bei einem Schleifer eine Lampe inmitten der Brust, damit sie, wie in der Kirche vor der Madonna, immer brenne vor dem Bilde der Geliebten, das im Herzen steht. Da ist doch Poesie dabei! Ein Kärrner hatte auf der linken Brustseite eine weibliche Figur mit einer Krone auf dem Kopfe und darunter das Wort „Kaiserin“. Kaiserin seines Herzens, wie er erklärte. Und so klingt es schon im alten deutschen Volksliede:

„Mich dünkt in all' mein Sinnen,
Und wann ich bei ihr bin,
Sie sei eine Kaiserin.“

Ein Müller trug an dieser Stelle ein Weib gezeichnet, das inmitten vieler Blumen eine Fahne schwang, als Illustration des sicilianischen Volksliedes:

„Du Schönste, allen Schönen trägst
Das Banner du voran,

Wenn ich dich wandelnd gehen seh'
Durch einen Blumenplan."

Einer der bei der letzten Brigantenbewegung auf Sicilien eingefangenen Räuber trug auf dem rechten Arme das Bild eines Täubers, der seine Taube schnäbelt, ein anderer auf der Brust eine Donna im Rahmen mit der Unterschrift: „Santa Maria, ora pri nobi" (sic!). Dies war kein religiöser Tattuaggio, wie man vermuthen könnte, sondern ein solcher der Liebe, ausgeführt zu Ehren seiner Angebeteten.

Ein bei der Quästur Neapels vorgemerkter Hallunke trug auf der Brust tätowirt ein — Schlüsselchen mit der Unterschrift: „Du bist das Schlüßlein zu diesem Herzen." Bei der schmutzigsten Liebe das zärtlichste Wort des Minnesängers! Ein Katzendieb auf dem rechten Arme: „Annina, die Ziegenhirtin, ist meine Passion." Ein Don Juan der Malavita in der Herzgrube den chronologischen Catalog: „Carmela 1879, Nannina 1881, Dunetta 1881, die rothe Luisa 1883 u. s. f." Das erinnert an die berühmte Liste Leporellos.

Dies die Liebe. Der Haß ist noch erfinderischer. Und hier ist die Frage am Platze, warum tätowiren sich die Verbrecher? Verba volunt, scripta (picturae) manent: Alles was geschrieben steht, bleibt und entflammt die Einbildungskraft des zu 70 Procent analphabetischen Volkes in lebhaften Farben. Es ist eine offene, allen verständliche Bedrohung, die man einem Beleidigten macht, wenn man ihm sagt: „'s ist geschrieben"; so wird's eben nicht vergessen, erinnert man sich bei rechter Gelegenheit wieder daran.

Es erzählt irgendeiner seinem Freunde, von Diesem oder Jenem schwer beleidigt worden zu sein. Der Freund fragt dagegen: „Und Du, was hast Du gethan?" Die Antwort lautet: „Für jetzt ist's geschrieben". Bei den Verbrechern bleibt es

nicht bei dem Symbolischen „hinter die Ohren schreiben", sie schreiben's in Wirklichkeit auf die Haut. Auf der Brust eines Schmiedes fand sich ein Leichenstein mit Kreuz tätowirt ohne Namen, aber mit den Worten: „Den St. Johannes verrathen", d. h. das „Comparatico" gebrochen, das Freundschafts- und Gevatterbündniß, dessen treuer Kustode und Patron Johannes der Täufer ist, das dem Volke höher steht als jede Blutsverwandtschaft, das sogar bei den ärgsten Verbrechern gilt, die sich untereinander „Compari" nennen.

Um die breite Narbe eines alten Messerstichs herum trug ein Kärrner das muthige, aber sehr böse Wort „Senza cosca", was ungefähr die Bedeutung hat „ohne Beihilfe", d. h. er wird seinem Verwunder einen Revanchestich beibringen ohne den Beistand der Maffiagenossen, denn cosca besagt im Jargon der Maffia eine Genossenschaft, die einem Cumpan ihren Arm herleiht.

Unter den Tätowirungen des Hasses fand sich ein Herz mit den Worten: „Ich werde dich fressen", d. h. das Herz des Feindes, eine Drohung, die auf Sicilien oft und — gern thatsächlich ausgeführt wird, sowie der Mörder das Blut des ermordeten Gegners leckt. Selten finden sich auf den Leibern der Camorristen und Maffiusi Flinten, Pistolen, Revolver tätowirt. Das standeswürdige Werkzeug ist einzig Messer und — Dolch. Diese Verbrecheraristokratie (oh, wie hält sie auf ihre Ehre!) tödtet nicht aus der Ferne, ohne Kampf, mit der Waffe der Feigen. So wird in der Tätowirung auch nur die arma bianca dargestellt.

Gräßlich sind auch die Drohungen und Verwünschungen, die auf den Leibern verlorener Frauen gefunden werden. „Möge seine Seele brennen!" „Daß Du erschlagen werdest, verwechselt mit einem andern." Eine trug unter dem Datum, da sie ihre Ehre verloren, das Wort: „Verflucht sei der Tag!" Eine andere

eine Leiter mit dem Worte: „Auf dieser Leiter", in der Bedeutung, daß dem Cadaver des Verräthers keine Bahre werden sollte. Aehnlich ist das „Ohne Sarg", das, mit einem Sarg, sich auf dem Arm einer elenden Magd fand. Ging es ihr, der durch den Ungetreuen in's Verderben Gestürzten, einmal recht schlecht, so entblößte sie den Arm, küßte das Zeichen und erneuerte die Verwünschung dessen, der sie so elend gemacht, das gab ihr Trost und Stärke.

Die Verbrecherinnen Neapels, Freundinnen der Camorristen und der Anhänger der Malavita, haben ihre besondern Ab- und Auszeichnungen.

Wie die Damen des vorigen Jahrhunderts die sogenannten Mouches auf ihren Wangen, auf Kinn, Hals und Busen anbrachten, so tätowiren sich heute die Damen der neapolitanischen Malavita ein kleines Mal neben den Mundwinkeln oder auf die Wange und „marken" sich auf diese Weise. Im Alter, wenn sie zu nichts mehr gut sind, wird diese schmähliche Signatur mit Scheidewasser ausgeätzt und eine Narbe nimmt ihre Stelle ein.

Das Volk, dem noch nicht alle Moral geschwunden, nennt den Act der Tätowirung, die nur im Kerker ausgeführt wird, eine „Nfamitá", eine Infamie; eine Schändlichkeit, die erst mit der Ausrottung der Camorra, also — nie aufhören wird.

Die Technik des italienischen Tattuaggio ist ziemlich einfach, sie variirt vielleicht nur in den dabei verwendeten Farben. In Loreto wird Indigo verwendet, in den Gefängnissen Lampenruß mit Wasser verrieben. Der Stichel oder Griffel besteht aus drei, zu einer vereinigten, spitzen Stahlnadeln, die, in ein Holz oder einen Kork gesteckt, mit Schusterdraht festgebunden werden. Die Zeichnung wird in leichten Umrissen vorher mit Bleistift oder Tinte auf der Haut entworfen, diesen Linien folgt die Nadel in rascher Punktirung. Von Zeit zu Zeit wird die

punktirte Stelle straff gezogen, bis Blutströpfchen aus den Stigmen treten, worauf die Farbe kräftig unter die Epidermis gerieben wird. Die Novizen, denen die adelnde Decoration aufgezwungen wird, dürfen keine Schmerzensäußerung laut werden lassen, sonst werden sie durch Ohrfeigen und Stockprügel zur Raison gebracht, oder, schlimmer, man spuckt ihnen in's Gesicht. Ein in Essig getränkter Lappen wird zuletzt auf das fertige Werk gelegt, und nach 24 Stunden schon ist der Schmerz vergangen, und der Patient trägt die waschechte „Fabrikmarke", wie die Herren selbst die Tätowirung nennen, auf dem Leibe.

Es tätowiren sich in erster Linie die Camorristen und solche, die es werden wollen. Mit eigener Hand vollzieht schwerlich Jemand an sich den Tattuaggio.



Das Gelübde.

Neapolitanische Novelle von S. di Giacomo.

„Ach du mein gekreuzigter Heiland!“ schrie Vito Amante mitten in dem sonnenerfüllten Gäßchen, beide Arme hocherhoben gegen das Kreuzesbild, das aus einem Winkel hervorragte.

„Ach du mein gekreuzigter Heiland, am Marterholze gestorben, vergiß nicht, was ich dir heute sage, heute am Maisamstage! *Mach mich wieder gesund, und bei den Schmerzen, die du gelitten, bei deiner Dornenkrone gelobe ich dir, ein Weib aus der Sünde zu lösen! Breche ich mein Gelübde, so laß mich nicht mehr bis zu jener Thür zurückgelangen!*“*)

Er wandte sich und schritt langsam geradeaus auf seine Werkstatt zu, deren Thür sich längst hinter ihm geöffnet hatte. Dort stand, auf der Schwelle zusammengedrängt neugierig die ganze krankhafte Schaar seiner Gesellen und Lehrjungen, die nackten Arme bis weit über die Ellbogen mit Grün und Purpurroth befleckt, in farbigen Thränen abtropfende Strähne von Wolle und Seide in den Händen. Andere blasse Gesichter tauchten auf aus dem dunklen Hintergrund der

*) Ein unter dem Volke Neapels sehr übliches Voto, wie das andere, einen armen Trovatello des Findelhauses an Kindesstatt anzunehmen, sehr oft freilich Gelübde des — Schiffers.

Färberei, andere grüne, gelbe, blutrothe Hände stützten sich an die Thürpfosten, die von oben bis unten schon von trockenen Schmutzfarben starrten.

Als Vito zurückkam, festen und sichern Schrittes, leuchtenden Auges, wie durchdrungen von der Feierlichkeit des Schwures, wendete der Altgeselle sich zu den übrigen und sagte:

„Laßt ihn vorbei!"

Alle traten zur Seite. Auf der Schwelle der Werkstatt fanden sich Gesicht gegen Gesicht der Altgeselle und Amante; tief bewegt aber schweigend blickten sie lange sich in die Augen, dann murmelte der Alte:

„Brav, mein Sohn."

Drauf streckte er gegen den Christus des Gäßchens seine langen dünnen, durch die Farbe wie behandschuhten Arme aus und fügte hinzu:

„Das ist die wahre Arznei! Und glaubt mir, Jesus Christus wird Euch von heute an in seinen ganz besonderen Schutz nehmen."

„Amen!" sagte Vito, „ich hab's gelobt und will's halten. Der aber muß mir die Kraft dazu geben."

Der Alte hatte Thränen im Auge, als er sagte:

„Er wird sie dir geben, mein Sohn, hab' nur keine Angst! Gott erhört uns."

„Schon jetzt fühl ich mich besser," seufzte Amante. „Glaubt mir's, Don Marco. Ich fühle mich gar sehr erleichtert. Mir ist zu Muthe, als hätte ich dort, mitten auf der Straße, etwas abgeworfen, was mir die Brust beklemmte."

Der Alte stimmte kopfnickend bei, dann warf er einen Blick die Straße hinab und rief:

„Hoho! da seh 'mal einer die Leute!"

Aus allen Kellern und Höhlenwohnungen waren sie heraus-

gekrochen, kamen jetzt und gingen, strichen vorüber an der Färberei und warfen neugierige Blicke hinein, Vito suchend, ein Wörtchen zu erschnappen, irgend eine Geberde zu erspähen. Das war ja ein ganz ungewöhnliches Ereigniß. Die Kinder sammelten sich vor der Werkstatt mit offenen Mäulern, die kleinen schmutzigen Hände über dem Rücken gekreuzt. Das ganze Viertel nahm Theil an dem großen Geschehniß, das Schwatzen und Fragen nahm kein Ende. Ein Trupp Weiber kam die Straße herab auf den Christus im Winkel los. Als sie an der Färberei vorbeischritten, wo man die Arbeit wieder aufgenommen hatte, drehten sie alle gleichzeitig den Kopf. Aus einem Kessel stieg ein bläulicher Dampf auf und erfüllte das Innere. Man hörte kurze Hustenstöße. Ein scharfer Geruch, ein ekelerregender Gestank nach Beize und Leim drang bis auf die Straße. Aus dem Halbdunkel des Hintergrundes erklang ein dumpfes Plätschern, wie Schatten bewegten die Gestalten sich hin und her. Vito war nicht zu sehen.

Enttäuscht zog der Trupp weiter und blieb erst unter dem riesenhaften Christus stehen, wo die Augen zur Betrachtung sich erhoben.

Das Kreuz war in der letzten Choleraepidemie hier errichtet worden, es stand auf einem breiten würfelförmigen, von blau und gelbglasirten Fliesen umkleideten Grundstein. Ein kuppelähnliches Zinkdach, dessen Innenseite blau mit vielen goldenen Sternenpunkten bemalt war, schützte den Christus vor Regen. Dieser hing am Holze, den mit Tüchern umwundenen Kopf auf die rechte Schulter geneigt. Von den durchlöcherten Handflächen aus war ein feiner Blutfaden die Arme hinabgelaufen; noch andere Tropfen schwärzlichen Blutes befleckten den weißen Körper auf Schultern und Brust, und weiter unten, der Maler hatte sich nimmer genug gethan, war das Blut aus einer breiten Lanzenwunde auf das weiße Tuch, daß den Leib

umgürtete, getropft. Die beiden Laternchen an den Kreuzesarmen waren angezündet, doch zuckten sie noch unter dem Bann der lebhaften Sonnenstrahlen. Auf den Fliesen des Sockels standen in kleinen rothbemalten Töpfen zwei verdurstete Kamelienpflanzen. Stärker und zäher, das Grün nur durch einen leichten in der Sonne glänzenden Staub verdeckt, erkletterte eine Epheuranke das Kreuzesholz.

* * *

Ein paar alte Weiber, die feuchten Augen auf den Gekreuzigten geheftet, begannen zu beten, halblaut. Zwei jüngere, die ihm, Arm und Arm, gegenüberstanden, betrachteten ihn stumm. Eine von diesen gähnte laut mit einem Aufseufzen der Langeweile. Als die Andern, immer weiter murmelnd, sich nach ihr umwandten, bemerkte sie verlegen, nur um etwas zu sagen:

„Wie curios! das Gelübde hat er gethan, aber nicht eine Wachskerze hat er dargebracht . . .“

„Das ist wahr,“ sagte die Aelteste, „das ist Brauch. Das muß ich ihm sagen, ich hab' ihn ja noch als kleines Kind gekannt.“

Sie brachen auf. Noch sprach man überall von dem Gelübde. Vorübergehende blieben stehen und befragten die Leute auf der Gasse.

„Ein junger Mensch hat ein Gelübde vor dem Cruzifix abgelegt.“

„Und hat die Wachskerzen vergessen,“ fiel die Alte ein, „die Wachskerzen, und ich gehe jetzt zu ihm . . .“

Sie trat in die Färberei und sprach mit sicherer Stimme:

„Heda! Don Vito, das Gelübde habt Ihr gethan, an die Kerzen aber habt Ihr nicht gedacht.“

„Ach guter Jesus!“ rief Amante, aus dem Hinterraume hervor ihr entgegentretend. „Ihr habt recht, Nunziata! Wie viele müssen's denn sein?“

„Zwölf, so ist's Brauch, und dazu drei Messen.“

„Ihr habt recht, Ihr habt recht. Ich wasche mir nur die Hände und laufe nach den Kerzen.“

Die Alte, mit einer Hand sich an die Thürpfosten stützend, stieg langsam die beiden Schwellenstufen hinab und murmelte:

„Schon gut, schon gut. Jetzt werdet Ihr auch wieder ganz gesund werden.“

Amante wusch sich die Hände und ging aus. Unterwegs wagte er nicht, die Augen aufzuschlagen, ein gewisses Schamgefühl über sein Thun hatte ihn befallen. Er fühlte die Blicke Aller auf sich gerichtet, jene langen beharrlichen Blicke, die euch folgen, so lange ihr noch zu sehen seid, die euch an den freien und unbewußten Bewegungen des Körpers hindern und dem Schritte die gewohnte Regelmäßigkeit nehmen. Auf seinem Wege bildeten sich Gruppen, man rief sich zu, man rief sogar ihn an. Eine näselnde, langsam schleppende Stimme folgte ihm:

„Don Vito, mit Gottes Hilfe, habt keine Sorge. Die Mutter Gottes ist mit Euch.“

Er blickte verstohlen hin. Es war die blinde Marianna, die hier, die gelbe Bettlerhand immer ausgestreckt, ihren Platz hatte, schon da er ein Kind war und den Vater nach der Färberei begleitete. Irgend Jemand hatte ihr gesagt, daß Vito der Färber vorüberkäme.

Er vergaß, ihr ein paar Soldi in die Hand zu legen. Auch die Blinde wußte schon von dem Gelübde, Alle wußten sie darum. Es schien ihm, als er auf die Piazzetta Santa Caterina Spina Corona einbog, als wüßten es auch die Kaufmannsdiener, die Goldschmiedgesellen, Kork- und Elfenbeinarbeiter, welche die Sonne vor die Thüren gelockt.

Das Packet Kerzen unter'm Arm kehrte er auf einem Umwege, durch den Vico Astuti, nach der Färberei zurück, unbemerkt, und jetzt schlich er an einem Blendmäuerchen hin. Da streifte plötzlich etwas leicht seine Wange, fiel auf die Schulter und von da auf das Pflaster vor seine Füße: es war eine Mairose. Er blickte rasch auf. In der grauen verwitterten Mauer waren nur die Fenster eines verrufenen Hauses, durch grüne Jalousien geschlossen. Durch die Sprossen dieser tanzten noch zwei, drei lose Rosenblätter leicht wirbelnd auf die Straße herab. Weiteres war nicht zu sehen.

Vito Amante blieb stehen, unbeweglich, nachdenklich. Er blickte sich um. Niemand achtete auf ihn. Von einem Ende zum andern lag die Gasse in tiefstem Schweigen. Die Sonne tauchte den großen Christus in einen Glorienschein.

Wieder schaute Vito Amante zu den stummen Fenstern hinauf, dann bückte er sich, erfaßte die Rose beim Stiele, verbarg sie, so gut er konnte, zwischen Arm und Packet und ging weiter.

* * *

Acht Tage später, als Vito Amante, nachdem er die Werkstatt abgeschlossen, nach Hause gehen wollte, machte die Frau Annetiello's des Kutschers, die, den Ellbogen auf die Kommode gestützt, dastand und in die Gasse hineinblickte, lächelnd dem Vorübergehenden ein Zeichen.

„Don Vito, kommt doch auf einen Augenblick herein, ich muß Euch sprechen."

Amante, den Schlüsselbund in der Hand, blieb auf der Schwelle der Straßenthür stehen.

„Nur herein," rief die Kutschersfrau, „es regnet nicht hier drinnen."

„Was befehlt Ihr?" fragte Vito kurz.

„Ich habe nur zu bitten. Vor allen Dingen: wie geht's?"

„Viel besser. Euch braucht man nicht zu fragen, Ihr scheint ein Pfingsttag."

„Aber wollt Ihr nicht Platz nehmen?"

„Meine liebe Donna Amalia, ich habe noch nicht gegessen. Ich habe, verzeiht, einen gewaltigen Hunger."

„Ein gutes Zeichen das. So gefallt Ihr mir . . . ein Zeichen von Gesundheit. Hört also, Don Vito . . . ."

Sie schwieg jedoch, unschlüssig, kratzte sich das runde Kinn mit dem Zeigefinger und blickte bald auf Vito, bald auf den St. Georg, der unter einer Glasglocke auf der Kommode stand.

„Ich weiß nicht, wie ich's Euch sagen soll," murmelte sie dann, „ich finde nicht das rechte Wort."

Nun aber ließ sie alle Rücksicht beiseite, schaute ihn groß an und fragte:

„Ist es wahr, daß Ihr Liebschaft macht mit Cristina der Capuanerin?"

Vito wurde blaß und stammelte:

„Ich? . . . und wer hat Euch das gesagt?"

„Ist's wahr oder nicht?"

Vito schaute sie fest an. Ihr Gesicht war durch die Lampe St. Georg's hell erleuchtet.

„Nehmen wir an, es sei so," sprach er langsam und ruhig, „was ginge es Euch an?"

„Mich?" schrie die Kutschersfrau und schlug sich heftig an die Brust. „Was wollt Ihr denn, daß es mich angehe? Das ist nett!"

„Nun, warum habt Ihr mich dann gefragt?"

„Was sagt Ihr?"

„Ich sage, warum habt Ihr mich gefragt, Donna Amalia? Macht's Euch Spaß, es zu wissen?"

„Ja, es macht mir Spaß."

„Nun denn, wenn's Euch Spaß macht, so sage ich Ja! Ja, ich mache Liebschaft mit Cristina der Capuanerin."

Die Frau schwieg. Er klimperte mit dem Schlüsselbund und schnippte die Asche von seiner Cigarre. Nach kurzem Schweigen murmelte er:

„Gute Nacht denn."

„Hört einmal, Vito."

Er war schon auf der Straße und kehrte langsam zurück.

„Weitere Befehle?"

„Hört," sagte das Weib, „ich will wie eine Schwester mit Euch sprechen —"

Ihre Stimme bebte, die Hände knitterten an der Schürze herum.

„Ihr seid auf schlechtem Wege, Vito. Ueberlegt Euch wohl, was Ihr thun wollt. Ich sag' Euch das nur, mein Gewissen zu entlasten. Ihr haltet Euch doch für einen anständigen Mann und meint, daß solch ein Frauenzimmer Euch zur Seite stehen könnte? Wollt Ihr, daß die Leute mit Fingern nach Euch zeigen? Wollt Ihr Eurer Mutter eine solche Schande anthun und Eurem Vater, dem Ehrenmanne? Und eine Schande thut Ihr Euch selbst an, Vito, gebt Euch nur keinen Hoffnungen hin. Wer viereckig geboren wird, kann nicht rund sterben ..."

Vito unterbrach sie:

„Seid Ihr fertig? Darf ich jetzt auch ein Wort sprechen?"

„Ich bin gleich fertig. Was für ein Frauenzimmer ist diese Cristina! Schiefe Zähne hat sie, ein Gesicht voll Sommersprossen und die Gesundheit einer Glasflasche. Wollt Ihr nun einmal die Dummheit begehen, so nehmt Euch wenigstens eine, die ein bischen Farbe auf den Backen hat. Die Cristina werdet

Ihr nicht heirathen, darauf leg' ich die Hand in's Feuer. Ihr werdet Sie nicht heirathen, Vito. Wollt Ihr wetten? Ich halte die Wette: ein Mittagessen auf dem Posillipo, und ich bringe Euch selbst hin in Annetiello's Kutsche . . ."

Sie lachte, aber es kam ihr nicht vom Herzen. Ihr zuckender Blick hörte nicht auf, den Färber zu befragen.

„Jetzt, wo Ihr fertig seid," sagte dieser sehr ernst, „erlaubt zwei Worte auch mir. Vor zwei Wochen stand es schlecht mit mir, sehr schlecht, und Ihr kennt meine Krankheit. Gegen Mittag, als ich einen Shawl roth färbte, fing ich an, auch roth zu spucken, versteht Ihr? Und nicht etwa bloß einmal. War's doch, als sollte eine ganze Färberkufe voll rother Farbe mir aus der Brust hervorbrechen, Donna Amalia, und ich schwör Euch bei meiner Seele, das war ein böser Moment."

Die Frau murmelte:

„O Gott, o mein Gott! seid still, erzählt mir das nicht."

„Gut. Da . . . ich weiß nicht . . . als ich so verloren auf die Gasse blickte, fiel mir der Christus in die Augen . . . auch er hat soviel gelitten! . . Eine Stimme hier drinnen sagte mir: Geh, wirf dich ihm zu Füßen . . . So ist's gekommen, daß ich das Gelübde that."

Sie schwiegen Beide. Vito athmete keuchend und mußte neuen Athem schöpfen. Amalia betrachtete ihn unausgesetzt, den Ellbogen auf die Kommode gestützt, die Wange in der hohlen Hand.

„Und wie ich Cristina kennen lernte? Das will ich Euch jetzt erzählen. Das war an demselben Tage. Ich ging an ihrem Hause vorüber, und sie warf mir eine Rose aus dem Fenster. Unter einem Vorwand hab' ich dann einen von unsern Gesellen hingeschickt, um zu fragen . . . . am andern Abend ist Cristina in die Färberei gekommen."

Wieder hielt er inne. Er lächelte wie bei einer angenehmen, rechtschaffenen Erinnerung.

„Wir waren allein. Sie hat mir ihre Geschichte erzählt und hat mir auch gesagt, daß sie mich von Ansehen kannte, daß sie um mein Unglück wußte, seit sie nach Neapel gekommen. Sie ist aus Capua, man nennt sie drum die Capuanerin."

Die Kutschersfrau unterbrach ihn:

„Und Ihr . . . Ihr habt ihr versprochen . . .?"

Der Färber antwortete kurz:

„Daß ich sie heirathe."

„Nein!" rief Amalia mit gefalteten Händen. „Sagt das nicht mehr! Nein! das Wort dürft Ihr nicht wieder aussprechen!"

Er aber antwortete ruhig:

„Donna Amalia, vor allem Volk hab' ich's dem gekreuzigten Christus gelobt. Sein Gelübde bricht man nicht, das wäre Gottesfrevel. Und dann . . . ."

Er reichte die Hand hin und sagte:

„Genug. Gute Nacht."

Sie nahm aber die ausgestreckte Hand nicht, sondern fragte nochmals heftiger:

„So redet doch! Ihr wolltet noch 'was sagen . . . redet! . . . Und dann? Was?"

Er antwortete, sich langsam zurückziehend:

„Und dann . . . . dann liebe ich sie wirklich. Das ist's!"

„Ja?" schrie Amalia mit erstickter Stimme.

„Ja. Gute Nacht."

Sie antwortete nicht; sie warf sich mit ausgebreiteten Armen über's Bett, biß in die Kopfkissen und schluchzte laut.

* * *

Am 30. August, am Tage Sanctae Rosae, der Schutzheiligen aller Färber, hörten die Gesellen Vito Amantes schon

am Mittag auf zu arbeiten, um den üblichen Landausflug zu machen. Die Färberei aber blieb geöffnet, und Vito Amante, zwischen Haufen vielfarbiger, bereits getrockneter Stoffe sitzend, fing an zu rauchen und zu überlegen. Um ihn herum in dem Halbdunkel des Raumes gab es ein sonderbares Farbenfest: alle Wände bis in die Winkel hinein, voll bunter Streifen, herabgeflossen in wunderlichen Formen in Roth, Blau, Orange, Grün, darüber das verräucherte Gebälke der Decke. Und am Boden, hier und da, Haufen von Zeug, von dem noch ein leichter Dampf aufstieg oder die Anilinfarbe zu kleinen Lachen abtropfte. An einer Wand, zwischen großen, dort eingekeilten Pflöcken, hingen dicke Strähne von Seide und Baumwolle, die in lebhaftem Grün schrieen. An eine andere Wand lehnte ein mächtiger Rahmen, zwischen dem die braune Futterleinwand der Hutmacher ausgespannt war.

Im Hintergrunde herrschte tiefstes Dunkel. In der Höhe dort glühte ein Lichtchen, gewiß vor einem Heiligenbild, dieses selbst sah man nicht, und das kleine zuckende Flämmchen, das nur einen schwachen Widerschein auf dem goldenen Rahmen erzeugte, kämpfte vergebens mit der Finsterniß. In geheimnißvollen schwarzen Winkeln murmelten die Wasserröhren, die ihr Wasser in die Kufen führten; und die Aale, die von den Färbern dort für Weihnacht gemästet werden, unterbrachen die Stille von Zeit zu Zeit durch ein plötzliches Schnalzen, oder es klang, wie wenn ein Kind gurgelte.

Vito gegenüber, oben in die dicke Mauer, war ein Fenster gebrochen, das nach einem Garten führte, der ganz vom Sonnenlicht erfüllt war. Vito, leicht zurückgelehnt in den Stuhl, die Beine ausgestreckt, eine Hand in der Hosentasche, die andere mit der ausgelöschten Cigarre herabhängen lassend, betrachtete den goldenen Schein. Von dem tiefgelben Lichtgrunde hob schwarz sich eine Gruppe Blätter ab und schwankte

hin und her bei dem leisen Mittagswinde. Plötzlich brach die Sonne auch durch jene Blätter und drang in den Raum. Ein goldenes Band streifte zitternd die Kniee Amantes, stieg bis zur Brust hinan, zum Gesicht und blendete ihm die Augen . . . .

„Vito? . . . Vito?“

Die Capuanerin war an ihn herangetreten, legte ihre Hand auf seine Schulter und bückte sich, ihren Kopf fast an den seinen gelehnt, um zu sehen, wohin er schaue. Sofort wandte der Streifen Sonne auch ihr sich zu: er glitt ihr über die Brust, über die Kehle, in die blonden Haare hinein, die wie Flammen erschienen. Sie war eine kleine Blondine, etwas hager, nicht ganz gesund, ihr ganzes elfenbeinfarbenes Gesicht war mit kleinen Sommersprossen übersät. Feine goldene Kräuselhaare breiteten wie ein Nebel sich um die Schläfe, dazwischen erschien ohne Schmuck ein zierlich rosiges Ohrläppchen.

„Was machst du?“ fragte sie.

„Nichts,“ antwortete Amante, ohne aufzuschauen, „in die Sonne hab' ich geguckt.“

„Wie gehts?“

„Gut, und dir?“

„O, mir sehr gut.“

Sie blickte umher nach einem Stuhle.

„Weißt du,“ sprach sie aus dem finstern Hinterzimmer heraus, „ich habe endlich die Heirathspapiere bekommen.“

Vito seufzte, er antwortete nicht.

Sie kam zurück, eine Bank nach sich schleppend und wiederholte:

„Ich habe die Papiere bekommen. Der Inspector wollte deinen Namen wissen; Vito Amante, nicht wahr? Amante?“

Er wandte sich überrascht:

„Der Inspector? Was hat denn die Polizei dabei zu thun?"

„Was . . . .?" Dann erröthete sie plötzlich und senkte den Kopf. „Das ist der Brauch," murmelte sie, „das muß durch seine Hände gehen."

In dem langen nun folgenden Schweigen richtete Cristina die Augen scharf auf ihn. Amante hatte die Ellbogen auf die Kniee gestützt und verbarg das Gesicht zwischen den Händen.

„Was hast du? fragte sie bebend. Ist dir schlecht?"

Er schüttelte den Kopf und sagte kalt:

„Ich will hier schließen. Ich gehe nach Hause."

Sie sprang zuerst auf, raffte ihr Schultertuch zusammen und warf es über den Arm.

„Was machst du?"

„Ich gehe. Du willst hier schließen? Ich gehe auch."

Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Thürpfoste, die Hände im Schoß gefaltet, das Tuch überm Arme. Er suchte in der Werkstatt herum und zögerte. Unter der Thür fing Cristina an leise vor sich hinzusingen:

O wüßt ich doch, ob du mich wirklich liebest,
Ob du als Deckel etwa bloß mich brauchst,
Du Goldkelch mein . . ."

Aus dem Hintergrunde der Färberei fragte Vito's Stimme: „Was?"

„Nichts," antwortete sie, „ich singe. Ich dachte an meine Heimath."

„Schöne Heimath, dies Capua!" brummte er aus dem Winkel auftauchend.

„Ja," sagte sie, sich umwendend, mit glühenden

Wangen, „Neapel ist viel nobler, sonst wäre ich nicht hergekommen?“

„Warum bist du eigentlich hergekommen?“

Cristina krampfte ihre Hände zusammen.

„Es war mein Schicksal,“ murmelte sie.

Als er nun die Thür schloß und die Riegel vorschob, lehnte Cristina an der Mauer des Nachbarhauses und sang mit leiser Stimme das alte Lied:

„Was ist zu thun? ach sag' mir, was ich thue,
Wenn deine Mutter dich mir nicht will geben ...“

Der Schlüssel kreischte im Schlosse. Sie warf einen Blick zurück und fuhr fort:

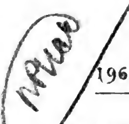
„Nimm deine Kleider alle, deine Schuhe
Und flieh mit mir . . . . Ah!!

Sie stieß einen lauten Schrei aus. Vito heulte: „Cristina!!“ ... Die Leute blickten verwundert auf die Beiden. Sie zog den Shawl über Kopf und Schultern und rannte wie eine Verrückte davon.

* * *

Hoch ragte der Christus in den heiteren Nachthimmel hinein, die beiden Lämpchen zur Rechten und Linken des dorngekrönten Hauptes flimmerten und blinzelten, ein eigenartiges Leben zuckte durch den weißen blutbefleckten Leib. Weiter, im Innern der Stadt ging ein Feuerwerk auf: von Zeit zu Zeit erglühten die Giebel der Häuser im blutrothen Scheine, wie ein Wetterleuchten.

Die Capuanerin trat aus dem Vico Astuti heraus, schritt auf das Cruzifix los und warf sich vor ihm auf die Kniee.



Man hatte sie aus Vito's Hause fortgejagt, die Mutter Vito's hatte hinter ihr die Schwelle gefegt und geschrieen:

„'naus! 'naus! Du gemeines Mensch! Fort aus meinem Hause! Hier wird Brod und Ehre gegessen."

Ehre und Brot! Und die Frau Annetiello's war dagewesen und Alle wußten's, daß Vito ein Verhältniß mit der Frau Annetiello's angefangen hatte, und die Frau Annetiello's, ja, auch sie hatte geschrieen:

„'naus! 'naus! pack dich nach deinem lumpigen Capua."

Und ihre Papiere? Und die Monate bitterer Täuschungen und Demüthigungen! Und das Gelübde? Das Gelübde, das er vor dem Gekreuzigten abgelegt? O Gott! Gott! Gott!

„Du weißt es," schrie sie, die Hände in das kleine Eisengitter hineingekrampft, zu dem Gekreuzigten hinauf. „Du weißt, was ich gelitten! Du kennst mein Leben, du Christus am Kreuze! Du hast mich in die Sünde zurückgestoßen. Ich wollte mich retten. Ich habe Alles gethan, ich habe Alles erduldet und gelitten, um mich zu retten. Du hast's nicht gewollt. Amen! . . . Amen! . . . Amen . . ."

Hastig sprang sie auf, strich sich die Haare aus der Stirn und wickelte sich fester in den Shawl. Entschlossen schritt sie dahin, raffte einen Stein vom Wege auf und klopfte mit ihm an das Pförtchen des verrufenen Hauses.

Ein Fenster ging droben auf. Die Stimme einer Alten fragte:

„Wer ist da?"

Sie antwortete, den Shawl zurückschlagend und hinauf schauend:

„Ich bin's, die Capuanerin."

Von Woldemar Kaden sind ferner folgende, auf Italien Bezug habende Schriften erschienen:

Wandertage in Italien. Stuttgart 1875.

Italien (mit Stieler und Paulus). Stuttgart 1875 u. 1878.

Durstige Tage. Eine welsche Weinwanderung. Stuttgart 1875.

Italiens Wunderhorn. Stuttgart 1878.

Unter den Olivenbäumen. Leipzig 1880.

Sommerfahrt durch Italiens südlichste Provinzen. Berlin 1880.

Italiens Gipsfiguren. Oldenburg. 4. Aufl. 1894.

Skizzen und Culturbilder aus Italien. Jena 1881. 2. Aufl. 1889.

Italien. Sommerfahrt nach dem Süden. Glogau 1882.

Pompejanische Novellen. Stuttgart 1882.

Briefe von der Insel Ischia. Luzern 1883.

Die Riviera. Stuttgart 1884.

Pegli. Pegli 1886.

Sonnenbrut. Novellen. Dresden 1887.

Neue Welschlandsbilder. Leipzig 1886.

Rivieraführer. 2. Aufl. 1890.

Uebersetzungen aus dem Italienischen:

Manzoni: **Die Verlobten.** Stuttgart 1883.

Misasi: **Calabrische Novellen.** Stuttgart 1884.

Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Unter Mitarbeitung von

Prof. Dr. G. Floerke, Hector Frank, Dr. Th. von Frimmel, Hans Grasberger, Dr. O. Harnack, Dr. Eduard von der Hellen, Paul Heyse, Hans Hoffmann, Dr. Paul Hupfer, Dr. Max Ihm, Professor Woldemar Kaden, Professor Dr. O. Kämmel, Consul A. Kellner, Dr. R. Kleinpaul, Isolde Kurz, Professor Dr. R. Schoener, Dr. E. A. Stückelberg, Konr. Telmann, Professor Dr. H. Thode, Richard Voß und Anderen

herausgegeben von

Julius R. Haarhaus.

Die Sammlung will in jährlich etwa zehn zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bänden den zahlreichen Freunden des schönen Welschlandes anregenden Lesestoff bieten; sie wird denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lectüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten, und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideelle und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen.

Die Bände enthalten, wo dies wünschenswerth erscheint, Ansichten und Abbildungen, und können in drei verschiedenen Ausgaben bezogen werden:

In **broschirter** Ausgabe zum Preise von **M. 2.50**

In braunem **Baedekerband** (besonders bequem zum Mitnehmen auf die Reise) zum Preise von **M. 3.—**

In reichem **Liebhaberband** (als Widmungs- und Erinnerungsgabe) zum Preise von **M. 4.—**

Kennst du das Land? — Mehr, als es irgend ein anderes Wort vermöchte, giebt heute noch Mignons Lied jener Sehnsucht Ausdruck, die sich nie aus dem Herzen unserer Landsleute verlieren wird: der Sehnsucht al bel paese che'l mare circonda e l'alpe, — nach Italien; und so erschien es uns nicht unschicklich, unsere Büchersammlung eben auf diese Frage zu taufen: Kennst du das Land?

Denn unser Unternehmen soll sich ausschließlich mit Italien beschäftigen und dabei Land und Leute, Geschichte und Litteratur, Kunst und Natur gleichmäßig berücksichtigen; zur Belehrung und Erbauung der alten wie jungen Welschlandfahrer, der Freundinnen und Freunde des geheimnißvollen Venedig, des ewigen Rom, des lachenden Neapel und wie die Städte und Fluren alle heißen mögen.

Die Bücher, die wir bringen, sollen kurzweilig und liebenswürdig sein; denn das Land, in das sie den Leser geleiten, ist sonnig und anmuthig, sein Himmel ist heiter und seine Bevölkerung ist sorglos, ritterlich und höflich. Aber Leser deutscher Nation verlangen von einem Reisebegleiter noch etwas mehr, er muß auch wohl unterrichtet sein, nicht nur angenehm unterhalten, sondern zur rechten Zeit auch etwas wissen.

So werden also die Bände, die das Motto: Kennst du das Land? tragen, belehrend zu plaudern und plaudernd zu belehren haben, ohne in geschwätzige Weitschweifigkeit oder gelehrte Pedanterie zu verfallen, wie sie auch über die gemessene marmorkühle Vergangenheit das warmpulsirende Leben der Gegenwart nicht vergessen wollen.

Zur Empfehlung des Unternehmens mag die Thatsache dienen, daß kein Geringerer als Goethe den Plan zu einer ähnlichen Bibliothek gefaßt hat; er wollte gemeinschaftlich mit J. H. Meyer eine Reihe Bände veröffentlichen, die seine und

seiner Freunde Erfahrungen und Ansichten über Italien und italienische Verhältnisse jeder Art einem weiteren Kreise zugänglich machen sollten. Leider verhinderte der Drang der Geschäfte den nach Weimar Heimgekehrten an der Ausführung dieses Unternehmens.

